

Bibliotheca
U. M. K.
Torun

58096

Schloß Marienburg in Preußen.



Das Buch der heiligen Schrift

des alten Testaments

des neuen Testaments

des Evangeliums

des Apostels Paulus

des Apostels Petrus

des Apostels Johannes

Das

Ge
Schloß der deutschen Ritter

zu

M a r i e n b u r g.

Von

B ü s c h i n g.

alles Große und Würdige erhebe wie dieser Bau.

Mit sieben Kupfertafeln.

Berlin,

im Verlage von Dunder und Humblot.

1823.

Schloß der deutschen Literatur

Dr. Friedrich

Dr. Friedrich



1238



58085

III

V o r r e d e.

Nicht ohne große Besorgnis schritt ich zu der Beschreibung der Marienburg, dieses Prachtgebäudes des deutschen Mittelalters, welches in der Kunstgeschichte einzig da steht. Denn wie lassen die großen Massen sich deutlich entwickeln, ohne zu viel Rücksicht auf die versinnlichenden Bilder zu nehmen, die hier in Menge nicht beigelegt werden konnten? Wie läßt die Pracht und Größe der Kunst sich würdig durch das immer zu matt bleibende Wort erreichen? Wird es nicht scheinen — sagte ich mir selbst — daß ich das Geringere, in der Beschreibung leicht Erreichbare, dem Großen, Schönen und Mächtigen des einzig da stehenden Bauwerkes zu weit vorzog, da ich jenes umfassen, dies aber nur andeuten konnte?

Diese Einwürfe machte ich mir selbst, und daher möge wenigstens das Eingeständnis des eigenen Gefühles mich entschuldigen, wenn ich in

Einzelnem hinter dem großen Werke zu weit mit meiner Schilderung zurückblieb. Möge die Einbildungskraft eines Jeden, der die trefflichen Säle, Gänge und Keller bewunderte, das Fehlende eines blühenden Farbenschimmers, der mehrentheils mit Willen verschmählt ward, ergänzen, und möge der Leser gerne in der Rückerinnerung die beiden Schlösser wieder durchwandern; möge mein Buch dem, welcher in die alten Gebäude schreitet, ein nicht ganz verwerflicher Führer sein, und möge der, welcher diesen Prachtbau nicht sah, wenigstens dadurch in den Stand gesetzt werden, ihn sich einigermaßen zu versinnlichen, und möge endlich der Wissenschaft — der Kenntnis altdeutscher Kunst und Art — in dieser Beschreibung ein nicht ganz unwillkommener Beitrag geboten sein.

Inhalt.

Seite.

I. Einleitung	1.
II. Kunst des Baues der Schlösser und Burgen in Preußen	6.
III. Die Marienburg	8.
1. Blick auf die Fertigkeit	8.
2. Die Bauart und die Meister	10.
3. Das Hochschloß	14.
Marienkirche und Innenkapelle	23.
4. Das Mittelschloß	38.
a. Das Kellergeschos. (Hierzu Taf. I.)	40.
b. Erstes Geschos. (Hierzu Taf. II.)	44.
c. Zweites, oder Erdgeschos. (Hierzu Taf. III.)	47.
d. Drittes, oder Prachtgeschos. (Hierzu Taf. IV.)	52.
e. Zinnen und Dach	66.
f. Durchschnitt und Aufsatz. (Hierzu Taf. V. VI.)	66.
g. Das Gebäude des Sammlungs (= Convent) Remfers (Hierbei wieder zu ver- gleichen Taf. I. — III.)	67.
5. Blick auf Vorburg und Nebenwerke	75.
6. Schluß.	76.

IV. Anhänge.

Seite.

1. Ueber den Gebrauch der gebrannten Erde zur Bildnerei . . . 77.
2. Saal, Halle und Kirche . . . 85.
3. Der Eingang ins Mittelschloß . . . 88.
4. Des Ortes Lage (als Erklärung der Taf. VII.) . . . 91.
5. Die Anwesenheit Sr. K. H. des Kronprinzen von Preußen in Marienburg . . . 93.

Einleitung.

Die Geschichte eines Landes, das aus seinem Boden Erzeugnisse liefert, die schon in der frühesten Schriftzeit eine bedeutende Stelle einnehmen, ja die sogar von dem Streben des Alterthums, alles zu einer bildlichen Bedeutung zu erheben, in die früheste Sagenwelt hinaufgerückt wurden; — die Geschichte eines Landes ferner, welches zu einer Zeit in den Verband der Europäischen Staaten mit eintritt, als schon eine Erhebung und Ausbreitung des Schriftthums, eine Kunstausbildung und Kunsthöhe in vielen Ländern herrschte, die wir jetzt erst zu ergründen eifriger bemüht sind; — die Geschichte eines Landes endlich, welchem das Licht des Christenthums durch ein kleines Häuflein kriegerischer und tapferer Männer gebracht und mühsam spät daselbst befestigt wird, und wo nun Sitte, Sprache, Geseze, Kunst und Lebensgewohnheiten des Fremdvolkcs sich ansiedeln und sich mit dem Eigenthümlichen des Landes immer mehr und mehr verschmelzen, oder dies auch zumeist ganz verdrängen: — diese Geschichte, aus dem Gesichtspunkte der Zeit, in welche sie fällt, so wie aus dem höheren Standpunkte göttlicher Vorsehung betrachtet, muß uns mit Antheil und Liebe erfüllen, indem wir in ein planvoll geregeltes Ganzes treten und eine innige Verbindung des Geistigen und Leiblichen, des Geistlichen und Weltlichen zu einer überaus merkwürdigen und eigenthümlichen Schöpfung sehen.

Wie viel höher müssen aber nun noch Liebe und Antheil gesteigert werden, wenn, neben diese Thaten- und Bedeutungs-volle Geschichte, auch Werke einer eigenthümlich sich gestaltenden Kunst treten, die überdies zwar des gemeinsamen Vaterlandes Wurzel zeigt, aber dennoch wieder — wie alle und jede Kunst, die eigenthümlich und somit kraftvoll aufsprießt — sich an des Landes Erfordernisse, wo sie sich bildet, gleich wie an der Ausübung Bedürfnisse eng anschließt, und so eine feste Eigenthümlichkeit in der Anordnung einzelner Theile sich erringt.

Eine solche Geschichte ist die des Landes Preußen, deren Darstellung noch immer die ihr gebührende kunstfertige Hand, welche sie mit Antheil und im höheren Gesichtspunkte, mit Benützung der jetzt zugangbarer gewordenen Quellen, ergreift, erwartet und wohl hoffentlich in kurzem gefunden haben wird; — eine solche Kunst ist die, welche wir im Lande Preußen ausgeübt finden und deren wichtigstes weltliches Denkmal ich hier näher zu beschreiben und daran allgemeinere Betrachtungen über die Ausübung der Kunst in jenen Gegenden und über ihre Verhältnisse zu der Kunst, wie sie in Deutschland selbst geübt wurde, zu knüpfen gedenke. Bin ich nun nicht im Stande gewesen, während einiger Wochen alles Bedeutende im Lande

Preußen zu sehen, da ich überdies nothwendigst die längste Zeit dem Hauptvorwurf dieses Buches widmen mußte, so wird man dies nachsichtsvoll erwägen, wenn hin und wieder nur Andeutung, statt einer Ausführung, eintritt; und mein hauptsächlichstes Bestreben ist ja auch nur, das größte und herrlichste Werk weltlicher Baukunst in Preußen — die Marienburg — genau zu beschreiben, wobei in den innern mächtigen und verwickelten Räumen des großen Gebäudes Freundeshand den oft wankenden Schritt des nur zu bald wieder davon Entfernten leitete, und die genaue Orts- und Geschichtskennntniß dieses Freundes ist es zumeist, der die nachfolgende Darstellung ihren festern, genau bestimmten, örtlichen Gang verdankt. Möge nun bald ein anderer Freund die Räume, welche ich hier vor dem Leser zu entwickeln und darzustellen mich bemühen werde, durch seine reiche Sammlung aus dem Leben der deutschen Ritter bevölkern, daß nicht aus ihnen ein todter, unheimlicher Geist uns anwehe, sondern wir befreundet mit Meistern, Gebietigern und Rittern, diese bei ihren Festen und gottesdienstlichen Handlungen, als Ritter und als Geistliche, belauschen, und so die längst versunkene Zeit, wie die Pracht und Herrlichkeit des Gebäudes selbst, in der Erneuerung wieder vor uns aufsteige. Denn selbst das höchste Kunstwerk wird uns den Anschein des Todten und Erstorbenen gewinnen, wenn nicht die lebende Welt, aus der es entsprossen, oder in die es im Laufe der Zeit hineintrat, es erfüllt und gewissermaßen in Thätigkeit setzt; wenn nicht die Geschichte es mit den Gestalten umgiebt, in deren eigenthümlicher Umgebung es sich bildete, und die so lebendig und fortdauernd verkündigen, was es einst war und noch ist. Nur das Wissen des Zwecks, Entstehens und Gebrauches giebt einer jeden angeschauten todten Masse Leben und Bedeutung. Entwerfen wir einige wenige Züge, um diese hohen Mauern der Marienburg mit ihrer Zeit und der Bedeutung, welche sie bei ihrer Erbauung hatte, in Verbindung zu setzen.

Es war im Jahre 1230 als Herman Balk, vom Großmeister aus Deutschland entsendet, mit hundert deutschen Rittern dem Herzog Konrad von Masowien gegen die heidnischen Preußen zu Hülfe zog, um das ihm verheißene Land an der Weichsel, und von dieser nordöstlich hinauf, in Besitz zu nehmen und darin sich zu behaupten. Denn der Herzog hatte dem deutschen Orden die Lande, welche er erobern würde, verliehen, um eine sichere Brustwehr gegen ein tapferes, ihn immer bedräuendes Volk zu gewinnen, oder dies vielleicht ganz zu unterjochen. Sichere Punkte mußten gewonnen und befestigt werden, ein Bollwerk der Christen gegen die Heiden, woran sich des urbar gemachten und bebauten Landes christliche Einwohner sicher schließen konnten. Jene festen Punkte, jetzt zumeist alle in Trümmern, sprechen von der gediegenen Kriegskunst, von dem sichern Blick, welcher den deutschen Kriegern bewohnte, indem die Stellen gewählt wurden, welche auf jegliche Weise ihnen des Landes Erwerb, des Gewonnenen Sicherheit versprachen, und die neuere Kriegskunst hat nichts Besseres thun können, als mehre dieser Punkte mit neuen Wällen und Mauern zu umziehen, neu zu befestigen.

Verschweigen wollen wir aber nicht, daß schon des Landes alte Einwohner, die alten Preußen, ein wackerer, unermüdlicher, schwer zu beugender Stamm, die sichersten und festesten Punkte des Landes wohl zu erkennen wußten; denn die im Lande vielfach zerstreuten Schan-

zen, nur aus Erdhügeln bestehend, nicht sehr hoch, aber meist schroff abfallend, an Seen und Flüsse gelehnt, mit Gräben umringt, in späterer Zeit zumeist Schwedenschanzen genannt, erscheinen mir größtentheils, ja ich kann es wohl auszusprechen wagen, alle, so weit ich sie kennen gelernt, als Schanzen heidnischer Preußen, mit besonnener Klugheit an Punkten errichtet, wo des Landes Vertheidigung sie forderte. Hat die Zeit auch viele dieser alten Preussischen Schanzen zerstört, sind andere vielleicht tiefer im Lande verborgen, so erscheinen sie doch in einzelnen Gegenden klar und deutlich, und ihnen entgegen steht zumeist die Befestigung der deutschen Ritter. So zwischen Gollup und Kowalewo, dann vor Schloß Rheden südlich und an andern Orten.

Wälle und Mauern waren daher auch das Erste, welches die deutschen Ritter zu ihrer Vertheidigung in Preußen erbauen mußten; denn das kriegerische Volk der Preußen, für seine Götter, für sein Vaterland, für seine Freiheit kämpfend, machte ihnen jeden Fuß breit des Landes streitig. Manche Künstler folgten gewis dem Banner der Ritter, wenn sie auch zuerst keine gelegene Zeit fanden, ihre Künste zu üben; denn nur Festigkeit und Dauer wurden anfangs gesucht. Als aber sicherer Boden gewonnen, da entfaltete sich auch zugleich die Kunst, welche in jener Zeit so rege und lebendig, und indem sie sich an die Zwecke und Bedürfnisse eines Ritterordens anschloß, bildete sie eine eigenthümliche Art von Gebäuden, welche wir nur in Preußen finden und deren höchste Blüte die Marienburg ist.

Sehen wir die geschichtliche Entstehungszeit der einzelnen Schlösser hintan, als für unsere Untersuchung nicht passend, geben wir zu, daß Manches späterer Zeit seine Ausbildung verdankt, so springt uns doch aus Allem ein Geist, eine Absicht entgegen. Diese finden wir unverkennbar wieder in den Resten von Lochstädt, Poppowo, Thorn, Gollup, Kowalewo; allenthalben erscheint bedeutsame Gleichförmigkeit, und wenn in der Altdeutschen Baukunst die Betrachtung des Baues der alten Burgen nicht übergangen werden darf, so wird auch fortan der Schlösser-Bau in Preußen seine bedeutende Stelle finden müssen.

Sehen wir in Deutschland die Burgen der Ritter an, so finden wir sie meist immer auf bedeutenden Hügeln, ja häufigst auf ansehnlichen Bergen, so daß man von ihnen einen weiten Blick in die Runde hat. Mit hohen Wallmauern, mit Gräben bewehrt, durch Zugbrücken geschlossen, dienten sie, bei den geringern Kriegswerkzeugen des Mittelalters, zu einem sichern Schutz für den Ritter, dessen Weib, Kinder und dessen Schätze. An Wehrthürme, mit welchen diese Burgen reichlich versehen waren, schlossen sich Gänge, welche zu wohnbaren, meist sehr großen, doch nur wenigen Zimmern, leiteten, in denen die Fenster, oft mit Eöllern, tief in den Mauern lagen und leicht gegen Wurfgeschütze zu sichern waren. Der Ritter brauchte nur eine große Halle, worin er sich mit den Hausgenossen und den Fremden versammelte, ein anderes großes Gemach, worin er mit Weib und Kindern wohnte und oft auch schlief, geringere, gewölbte Kammern, um Diener und Dienerinnen, seltener Gäste, die wohl meist in der großen gemeinsamen Halle eine Lagerstätte fanden, zu beherbergen. Wuchs das Bedürfnis, so baute man wohl kleinere oder auch größere Gebäude an, mit niedriger oder höher stehenden Fenstern, ungleichen Dächern, und daher die oft große Bau-Unförmlichkeit deutscher Burgen, welche durch Jahrhunderte zum Stammsitz alter adelicher Geschlechter dienten:

der Burgraum wuchs mit den steigenden Bedürfnissen so lange, bis die alten Mauern gar nicht mehr ausreichen wollten, und der Bergsitz überdies dem Enkel, der Genüsse anderer Art, als seine Voreltern suchte und liebte, nicht mehr behagte und er daher in die Thäler eilte. Wir finden deshalb in Deutschland fast nur Burgen, wenig Schlösser, und diese Schlösser sind entweder so zerstört (wie Gelnhausen) daß wir kein deutliches Bild von ihrer innern Einrichtung gewinnen können, oder sie zeigen keine so fest bestimmte Eigenthümlichkeit, wenn auch oft hohe Schönheit, wie z. B. das Heidelberger Schloß, sondern nähern sich ganz den Prachtgebäuden der Großen neuerer Zeit.

Anders in Preußen, durch den Boden des Landes und dessen Eigenthümlichkeit, so wie durch die Lage und Bedürfnisse der Bewohner. Der von geringen Hügeln durchschnittene flache Boden Preußens verstattete nur eine geringere Erhöhung der Baue über die Ebene, und die größeren Flächen, welche diese Hügel auf ihrer Kuppe darboten, erlaubten eine größere Ausdehnung. Die höchsten Punkte, welche die deutschen Ritter wählten, waren, so weit ich diese Schlösser kenne, die hohen Weichsel- undogat-Ufer bei Graudenz und Marienburg, so wie das Ufer der Drebenig bei Gollup; bei allen andern ist ihre Erhöhung meist sehr unbedeutend. Bei einigen ist die Zerstörung so groß, besonders bei Rowalewo und Graudenz, daß man die eigentliche Gestalt nicht mehr erkennen kann, doch scheinen hier die Trümmern, besonders am letzten Orte, mehr auf eine burgähnlichere Gestalt hinzudeuten. Bei allen andern waltet eine feste, bestimmte und eigenthümliche, schloßartige Gestalt vor. Deutlich sieht man, daß nicht anwachsende Macht und Vergrößerung oder Familienausdehnung hier baute, und kleine Gemächer an andere kleine Gemächer klebte, sondern ein einiger großer Plan lag dem größten und kleinsten Schlosse zum Grunde, alles war in einer Ansicht entworfen.

Ein oder mehrere Gebietiger sollten nemlich hier, mit einer bestimmten Ritteranzahl, Wohnung und Raum zu ihren durch Sakungen festbestimmten Geschäften finden. Hierzu gehörte nun ein gemeinsamer Speisesaal, ein großes Zimmer zu den Ordens-Versammlungen, und dabei der Ort, wo Gottes Beistand zu wichtigen Verhandlungen angerufen ward, eine Kapelle. Außerdem des Gebietigers und der Ritter Wohnungen und Gemächer, Zimmer um etwaige fremde Ritter zu beherbergen, Räume um Hausbedarf und Vorräthe für die Ritter zu bewahren, eine ausgedehnte Küche unter dem Speisesaale. Dies sind die feststehenden Räume, welche wir in allen Schlössern bemerken. Knechte (einige Leibdienenr ausgenommen), Mägde, Rosse, Getreidevorräthe, waren alle aus der Nähe der Ritter verbannt, und daher finden wir auch immer, daß diese Schloßburgen in eine gedoppelte Burg, meist immer durch Gräben und Zugbrücken getrennt, getheilt waren, nemlich in die Vorburg und in die Hauptburg. Die Vorburg war der Sammelplatz der Knechte, des kriegerischen Trostes und der Kreiges- so wie Lebens-Vorräthe, die Hauptburg dagegen enthielt die Räume, welche wir so eben bemerkten. War es nothwendig, daß die Hauptburg vergrößert wurde, wie in Marienburg, so ward nicht etwa die Erweiterung durch Anschließen neuer Räume und Stückwerk hervorgebracht, sondern die Vorburg ward weiter hinaus gerückt, und die ehemalige Vorburg baute sich, nach den Gesetzen des Baues der Hauptburg, zu einer Nebenburg

aus und ließ nur höchstens die eine Seite, gegen die alte Hauptburg, unbebaut, durch die Schließung der andern drei Seiten ein offenes Viereck bildend. Diesen, vielleicht nur einmal eingetretenen, Fall zeigt die Marienburg.

Die Hauptburg war immer ein Viereck, meist ein gleichseitiges; an einer jeden Ecke trat ein Thurm hervor und diente zum Schutz- und Vertheidigungs-Punkt des Ganzen, so wie zur Warte nach jeder Seite. Die daran stoßenden vier Seiten des Gebäudes ließen in der Mitte einen freien Hofraum. So in Gollup, Poppowo, Rowalewo, Thorn, Meve, Rheden, Lochstädt, wahrscheinlich auch in Stuhm, deutlich bei der prachtvollen Marienburg und bei dem Schlosse zu Königsberg; so wie auch selbst bei dem Bischofsitze zu Marienwerder diese beliebte und vielfach angewendete Art und Weise nicht zu verkennen ist. Einzelne Thürme traten nun noch in die Gräben hinein und waren durch Gänge mit dem Hauptgebäude verbunden, sie dienten als vorspringende Vertheidigungsthürme und waren auch häuslichem Bedarfe gewidmet, indem oft auf ihnen die Danzke waren. Dasselbe Bedürfnis an allen Orten gründete so eine gleiche durchgehende Bauweise und bildete eine Eigenthümlichkeit Preußens.

Kunst des Baues der Schlösser und Burgen in Preußen.

In der regsten und lebendigsten Zeit Deutschlands wanderten seine kriegerischen Ritter frühherhin nach dem Morgenlande, später nach Preußen. Die Kunst des Gefanges, der Malerei, der Bildnerei lagen denen, welche nach dem Nordlande zogen, zuerst fernerab, aber nothwendig war die Baukunst, sie, die in Deutschland ein eigenes Leben, eine eigene Gestaltung gewonnen hatte. Nicht aber Festigkeit allein suchten die deutschen Baumeister, und so auch die, welche nach Preußen zogen, schon früh huldigten sie der Schönheit, und die Trefflichkeit, Tüchtigkeit und Gediegenheit aller Bauwerke spricht sich noch in ihren mächtigen Trümmern aus, an denen Jahrhunderte ihre zerstörende Wuth verschwendeten und bei denen nur der Zertrümmerungseifer undankbarer Enkel mit Pulver und Keilen die ehernen Felsenmauern zu sprengen vermochte.

Auf welche Schlostrümmern wir auch in Preußen blicken, allenthalben tritt uns der unendlichste Fleiß, die größte Sauberkeit entgegen. Die Ebenen Preußens entbehren die Bruchsteine, Sandsteine und Kalksteine, aus welchen die herrlichsten Kirchen in Deutschland aufgethürmt wurden, wenigstens sind sie dort nicht in der Vorzüglichkeit anderer Länder, oder doch nicht in der Menge vorhanden, um so viele, so mächtige Baue zu gründen. In die Tiefen des Grundes wurden daher ungeheure Feldsteine gesenkt, ein künstlicher Fels ward gegründet, um auf ihm das Gebäude emporsteigen zu lassen. Zu dem Bau des Uebrigen waren nur gebrannte Ziegel vorhanden, welche, in bedeutender Größe, mehr oder minder in der Gestalt ausgezeichnet, angefertigt, scharf gebrannt wurden, daß sie klangen wie Glas und doch fest wie wirkliches Gestein waren; zum Theil wurden sie auch, wenigstens auf den Kanten, schwarz verglasert, oder auch zu einzelnen Stellen wurden gelbe und grüne Ziegel gebraucht; dann ebenfalls solche, auf denen nicht selten Buchstaben, auf jedem einzelnen Steine einer, abgedruckt waren, welche, geschickt an einander gesetzt, eine sinnige Inschrift bildeten: auch eine Eigenthümlichkeit, welche so viel mir bekannt, nur Preußen aufzuweisen hat. Aber auch die rothen und die schwarz verglasten Steine wußten die Baumeister auf eine dem Auge wohlgefällige und erfreuliche Art neben einander zu stellen, und, indem dieselben mit größter Sauberkeit und Glätte dicht neben einander gelegt wurden, nur durch wenigen aber scharf anziehenden und sich zu einer Steinmasse verhärtenden Mörtel verbunden, bilden diese Mauern eine schöne, glatte und erfreuliche Fläche; nicht Lücken treten allenthalben hervor, oder der Kalk überquillt weit die Fuge, wie so oft bei Gebäuden unserer Tage. Man mußte um so

mehr hier auf Glätte und Uebereinstimmung des Steines mit dem verbindenden Mörtel denken, da kein Kalkabputz die etwa vorkommenden Ungleichheiten verbergen sollte.

Die einfachste Verzierung dieser äussern Mauer besteht darin, daß Strecker und Laufer mit einander abwechseln und so der Eindringlichkeit vorbeugen. Geschmückt erscheinen die Mauern dann schon, ein geschachtes Ansehen gewinnend, wenn der Strecker roth, der Laufer aber schwarz verglasert ist; noch künstlicher verziert aber sind die Mauern durch Zickzacke schwarz verglaste Steine, welche auf dem rothen Grunde emporsteigen, so wie auch durch einfache oder zusammengefügte Kanten, welche zumeist an den Eckthürmen und an den untern Geschossen hervortreten. Grise*) hat, Taf. XVIII. 16 — 22, diese verschiedenartige Stellung der Steine gegen einander abgebildet. Es möchte wohl kein einziges der alten Gebäude in Preußen sein, an dem nicht mehr oder minder dieser Schmuck zu finden wäre. Und dies ist ein bis jetzt noch wenig bemerkter und in Kunstbüchern angeführter Bauschmuck, welchen Preußen und auch das nördliche Deutschland, das zumeist mit gebrannten Ziegeln baute, aufzuweisen hat, indem er sich durch Pommern und Schlesien an alten Kirchen, Mauern und Wehrthürmen aus dem 12, 13 und 14 Jahrhundert nachweisen läßt, und wohl auch in Westphalen, Braunschweig und den Hansestädten Norddeutschlands noch gefunden werden wird. Man bemerkt diesen Schmuck nur darum an vielen Orten nicht mehr, weil die Mauern mit Kalk übertüncht worden sind. Aller Wahrscheinlichkeit nach mag der heil. Bernward der erste Erfinder oder Anwender dieser Schmuckweise gewesen sein, denn wenn Tangmar, in der Lebensbeschreibung dieses Heiligen, von ihm sagt: albo ac rubro lapide intermiscens, musiva pictura varie pulcherrimum opus reddidit, so sehen wir wohl darin eine Anwendung unserer Preussischen Wechselsteine, wenn wir für den weißen Stein einen schwarzen annehmen. Auffallend ist es, daß oft in diesem Schmucke sich gar kein Zusammenhang zeigt, daß er plötzlich da steht und eben so schnell und unvermuthet wieder abbricht, wofür sich zumeist keine Gründe angeben lassen.

Was nun das Innere der Gebäude betrifft, so sind in ihnen durchweg Kreuzgewölbe, höchst selten erscheint einmal ein Tonnengewölbe. In den Kellergewölben, so wie in den Gemächern der untern Geschosse herrscht der Halbkreisbogen, bisweilen ein flacher Bogen, den wir in der Beschreibung des Mittelschlusses zu Marienburg noch näher kennen lernen werden; in den Prachtsälen und obern Zimmern aber herrscht der reinste und schönste Spitzbogen, deutlich zeigend, daß deutscher Geist, deutsche Baumeister diese felsenfesten Mauern gründeten. Wo die Gewölbe noch unverlegt sind, finden wir, daß die nach dem Halbkreisbogen entworfenen keine Rippen vordrängen, sondern daß sich nur einfache Kanten abkanten. Anders ist es dagegen bei den Gewölben im Spitzbogen, welche noch völlig stehen, oder bei denen man einzelne Kragsteine findet, auf welchen die Rippen aufsetzten. Bei diesen treten die Rippen weit hervor und zeigen die zierlichen Gestalten, welche die Altdeutschen Deckengewölbe vermannigfachen und verschönern.**) Die Gewölbe selbst sind meist sehr dünne und der ganze Gegen-

*) Schloß Marienburg in Preußen. Von Fried. Grise. Mit Kupfern Berlin 1803. gr. Fol.

**) Man vergleiche Costenoble's altdeutsche Baukunst.

druck ist in die dicken Mauern geworfen, die oft eine ungeheure Masse bilden, doch nicht durchweg gemauert sind, sondern mehrmals in der Mitte mit kleinem Bröckelgestein ausgefüllt sind, welches eine darüber gegossene Kalkmasse bindet.

Ein Pfeiler
 Eine ganz eigenthümliche Bauart zeigt sich in Preußen in dem Lieblingsgebrauche der Anwendung eines Pfeilers in der Mitte größerer Zimmer und mehrerer Pfeiler bei großen Sälen. Dieser Gebrauch ist nicht allein an die Marienburg geheftet, sondern findet sich auch an andern Orten, in dem Rathhause zu Marienburg, im Artushofe zu Danzig, im Schlosse zu Lochstädt und hat gewis auf allen Schlössern sich gefunden, bei denen nur jetzt die Zerstörung das Ursprüngliche nicht mehr erkennen läßt. Die große Spannung der Gewölbe wird hierdurch gebrochen, indem die sonst einfache Gährung des Gewölbes in der Mitte des Gemaches, in ein Viereck zwischen Pfeiler und Wandmauer geworfen wird; hierdurch wird bei diesen niedrigeren Räumen die Anwendung des Spitzbogens möglich und das Hallen- und Kirchen-artige, welches sonst entstehen würde, weicht jetzt dem Anblicke des Saales und der Stuben, wozu diese Räume bestimmt sind, also auch hierin eine hohe Bedeutsamkeit und Zweckmäßigkeit offenbarend. Diese Pfeiler sind meistens achteckig, von schönem glatten Granit, schlank gearbeitet; auf ihnen ruht, als eine Art Kopfgesimms, eine Kalkstein-, Stuck-, oder auch eine gebrannte Ziegel-Masse, in welche die Rippen genau hineingearbeitet sind und die sich gegen oben zu forbartig erweitert, und darauf erst setzen die einzelnen Gewölberippen auf.

Dies sind die gemeinsamen Grundzüge der Schlosbauart in Preußen; näher entwickelt werden wir alles bei Betrachtung der Marienburg sehen, wobei auch Gelegenheit sein wird, manches bestimmter zu erörtern.

Die Marienburg.

Ein einiger großer Plan, dem Orden eine Hauptburg zu bauen, in der die Gebietiger saßen, vor Allen der Landmeister, die den Krieg rüsteten, des Friedens Künste übten und pflegten, gründete die Marienburg. Manche Feste schon war versucht, auf manches Schlosses Zinne schimmerte schon das Kreuz, den Heiden ein Schrecken oder Grauel, den zum Christenthum Bekehrten ein freudiger, Vertrauen erregender Bürge, daß einst über das ganze Land des alleinigen Gottes Kenntniß sich verbreiten würde. Zwischen dem zweiten und dritten Abfall der schon bezwungenen und, wie es schien, beruhigten Preußen ward auf der Stelle des hohen Rogat-Ufers, die im Jahre 1264 noch Alga hieß und wo sich keine Burg zeigte, unter dem Landmeister Dietrich von Gattersleben, zwischen 1271 und 1274, die Burg der heiligen Maria, der Himmelstönigin, gegründet, welche der Orden zu seiner Schutzheiligen gewählt hatte. Schon im Jahre 1276 war der Bau unter dem Landmeister Konrad von Thierberg vollendet; bereits damals wohnte dort der Landmeister, so wie der Komthur, und bei dem dritten Abfalle der Preußen stand die Marienburg bereits als eine feste, sichere Burg dem Sturm der Preußen entgegen. Dies ist das Hochschloß, welches den Gipfel eines Hügels krönt, den die Natur an die Ufer der Rogat stellte.

Blick auf die Vertlichkeit.

Wenn man von Mittag gen Marienburg kommt, so erblickt man, hinter einem Graben, der links in die Rogat geht, und rechts um den Ort sich schlingt, die Befestigungs-Mauern der Stadt. In einer geraden und breiten Straße läuft die Stadt gegen das Schloß an, welches ein breiter Graben von dieser abscheidet, der rings Hochschloß und Mittelschloß umfließt, und beide nicht nur von der Stadt, sondern auch von der Vorburg mit ihren Befestigungen trennt, so daß beide längst erobert sein konnten und dennoch das Schloß selbst jeder Belagerung, jedem Sturme trogte.

Der äußere Graben dagegen, welchen wir am Thore der Stadt um diese sich schlängelnd bemerkten, geht an der mit Wachtthürmen befestigten Mauer gegen Morgen hin und umgiebt die um das Schloß liegende Stadt und Vorburg, allenthalben mit mächtigen Thürmen geschützt, oder durch niedrige Schanzthürme das gegenseitige äußere Ufer bestreichend. Gegen Mitternacht öffnet sich dieser Graben zu einer beträchtlichen Ausdehnung, und bildet des Meisters Teich, worauf sich dann, vermittelt einer Schleuse, hinter dem schwe-

lichten Thurm (d. h. hinter dem runden Thurm, dessen Erklärung weiter unten) das Wasser des Grabens in die Rogat ergießt. Das Gewässer zu diesem Stadt-, und (innerhalb um das Schloß) Burg- Wall- Graben, wurde Meilenweit durch den Mülhgraben herbeigeführt, welcher eine Meile fern von der Stadt durch den Dammerauer See und nachher etwa eine Viertelmeile weit vor der Stadt durch den Beckersee geleitet ward, die ihn mit ihrem Wasser vermehrten; aus der Rogat konnte für die Marienburg, auf dem hohen Ufer liegend, das Wasser nicht enthoben werden, sondern es mochte nur seinen Abfluß dahin erhalten.

Wir dürfen bei diesem Aeußern uns hier nicht länger verweilen, da es, zu seiner Erläuterung, eines erklärenden Grundrisses an dieser Stelle bedarf, der zwar in Frick's großem Kupferwerke über die Marienburg schon enthalten ist, aber, nach einer neuen Aufnahme, als Taf. VII. dieses Werkes, folgt und im Anhang 4 näher betrachtet worden ist.

Die Bauart und die Meister.

Hochschloß und Mittelschloß erscheinen als Ein Werk, jegliches nach einem großen Plane entworfen, aus den festgebranntesten Ziegeln gebaut, sorgfältig und künstlich an einander gefügt. Allem Anscheine nach wurde ein jegliches Gebäude gleich so von Grund aus entworfen und in einem Geiste ausgeführt, wie wir es jetzt sehen, bekannte Aenderungen ausgenommen, die man indessen ebenfalls großartig entwarf und mit dem Vorigen in eine Masse verband; wir werden sie später kennen lernen. Einzelne Schmuckänderungen sind nicht durchgreifend und von weniger Bedeutung. Die äußere Befestigung an Thürmen nahm zwar in dem Vorschritt der Zeit zu, aber gehört nicht zu unserer Betrachtung und hat keinen Einfluß auf die Prachtbauten.

Die im Allgemeinen schon angegebene Bauart zeigt sich auch hier: alles im Sinne des Ordens, übereinstimmend bei den großen und kleinen Schlössern, nur hier in der Marienburg herrlicher und höher, als irgendwo; alles aus fleißig gearbeiteten, höchst festen, glasartig gebrannten Ziegeln; alles in reinster altdeutscher Bauart ausgeführt, und dennoch sind alle Gebäude von dem äußern Schmuck, den die altdeutsche Baukunst sonst so reichlich hat, entfernt. Wie ist dies letzte zu erklären? Nur aus dem ganzen Zwecke des Gebäudes, und den Baummitteln, die dazu genommen sind. Das Schloß war immer zur strengen und sichern Vertheidigung gegen die Feinde bestimmt, es war Feste, nicht Prunkschloß. Daher seine feste Umwallung, daher die mühsam bewässerten Gräben, die vielen Wacht- und Warte-Thürme. Was sollte hier der übermäßige äußere Schmuck der Giebelpfeiler und Spitzpfeiler, des scheinbar Durchbrochenen und wirklich Durchbrochenen? Hinderlich wären die freistehenden Spitzen den von den Zinnen nieder Kämpfenden, und zugleich Beobachtenden, gewesen, denn sie brauchten freie Bewegung und Umsicht; zwecklos wären sie gewesen, denn die erste Belagerung mit starkem Wurfgeschütze hätte alles niedergetrümmeret; schädlich sogar konnten sie werden, denn die durch die Wurfsteine zertrümmerten Zierrathen vermochten leicht in ihrem Sturze den Rittern und ihren Knechten den Tod zu bringen. Sollten überdies dergleichen Zierrathen, vorzüglich wenn sie frei standen, nur einigermaßen haltbar sein, so

mußten sie aus Sandstein verfertigt werden, in welchem sich auch diese Verzierungen am besten und schönsten darstellen lassen und von welchem Gestein die Werkstücke genommen sind, aus denen die altdeutschen Münster mit ihren unendlichen Zierrathen aufgethürmt wurden. Den Sandstein aber entbehrten die Ritter ganz bei ihren Bauten, und wir finden nichts als Granit, Kalkstein, Stuck und gebrannte Ziegel, und es ist die Frage, ob im ganzen Schlosse Marienburg irgendwo Sandstein gefunden wird; in großer Masse wenigstens gewis nicht. Hätten sie daher auch wirklich, dem Geiste der Bauart eines festen Schlosses zuwider, Thürmchen, Spizen, Pfeiler anbringen wollen, so würden ihnen immer die Baumittel dazu gefehlt haben, sie hätten sie von Weitem müssen kommen lassen, und sie zogen daher vor, den gediegenen, festen, ewigen Granit allein zu holen; denn also sollten ihre Werke auch werden. Nur an den Giebeln allein konnte der Schmuck des Scheinbardurchbrochenen angebracht werden, da hier der schwache Stab und Bogen in der festen Mauer Halt und Unterstüzung fand und das Wurfgestein nur einzelne Stücke zersplittern konnte. Ob daher das Schloß nicht mehre solcher schönen Giebel hatte, wie der gegen Mitternacht am Mittelschlosse und ein altes Bild vom Jahre 1649 noch am Hochschlosse zeigt, ist eine Frage, die wohl nicht mehr zu beantworten sein möchte, wenn sich nicht unvermuthet neue Abbildungen aus jener alten Zeit auffinden lassen.

Man könnte demnach, da aller dieser äußere Schmuck fehlt, wohl fragen: ist dies Werk denn auch wirklich in der schönen altdeutschen Bauart aufgeführt? Darauf erwidere ich bestimmt: ja, und durchaus. Tretet in jene herrlichen und hohen und erhabenen Räume der Säle, seht, wie der kühnste Spizbogen leicht, zart, ja man möchte sagen, wie hingehaucht, über Euch schwebt! Wie die schönen und schlanken Pfeiler gleich jugendlichen Bäumen die Rippen des Gewölbes als ihre Nester entfalten und regelmäßig niedersinken, wie nirgends im ganzen Saale irgend eine Spur von Schwerem, Drückenden herrscht, und wie dennoch, wenn Ihr entzückt in diesem Raume steht und den Riesengeist bewundert, der sie zu denken und so leicht und kühn auszuführen vermochte, Euch das Gefühl der Festigkeit und Dauer umgibt. Der im Innern scheinbar so leicht aufsteigende Bau ist für die Ewigkeit gegründet, wenn ihn der eigene Frevler und die Gewalt der Menschen nicht stürzt, damit er den fernsten Jahrhunderten eine Lehre sei, was deutscher Geist schon früh vermochte.

Was sollte hier der Schmuck der Thürme, Spizen, Pfeiler? Sie sind ja hauptsächlich nur da, um die großen Massen, die hinter ihnen stehen, zu verstecken, zu lichten, den Stamm, der tief in der Erde Wurzel gefaßt, zu verbergen, das Schwere und Mächtige zu verhüllen und Allem den Schein gen Himmel strebender Leichtigkeit zu geben. Sie sind nur zumeist Abstufungen der größern breiten Massen, Ausgangs-Spizen der gegen die Höhe immer mehr abseigenden und sich verjüngenden Mauern. Thürme und Kirchengebäude fordern sie daher zumeist, da in ihnen ja alles von außen auf die schließende und das Ganze begränzende Thurmspitze hinstrebt. Anders ist es in dem Marienburger Schlosse. Das Äußere, kriegerischem Streben und Zwecke hingegeben, mußte, aus schon bemerkten Ursachen, die Ausschmückung entbehren, im Innern hatte aber der große Künstler das Mittel gefunden, in den Mauern selbst, in den glatten, zierlichen, schön geschweiften und gekanteten Gewölben,

in den schwächtigen Mittelpfeilern, welche die Schlusssteine der Gewölbe trugen, die höchste Kraft mit der größten Zierlichkeit zu vereinigen, er bedurfte daher keines andern Mittels.

Den Künstler eben berührend, der diese Baue, besonders das Mittelschloß, vollführte, mögen ein Paar Worte hier über ihn eintreten. Spreche ich nur von Einem, so geschieht es darum, daß es wohl möglich ist, daß derjenige, welcher das Hochschloß baute, auch wenige Jahrzehnte hernach den Plan zum Mittelschloß entwarf und ausführte. Ueberhaupt kann in baulicher Hinsicht zumeist nur das Mittelschloß betrachtet werden, weil das Hochschloß, bis auf die (noch dazu theilweise spätere) Kirche und Aunen-Kapelle, zu gewaltig von fremden Händen zerstört ist. Dann finden wir aber auch in altdeutscher Baukunst so überaus häufig, daß nach Rissen und Entwürfen eines alten Meisters Jahrzehnte lang gearbeitet ward, ja, wenn er auch schon längst hinüber gegangen war, noch nach Jahrhunderten der Bau in seinem Geiste, nach seinem Willen, fortgesetzt wurde.

Des Baukünstlers der Marienburg Namen hat die Zeit verschlungen, wie so viele herrliche Werke des Mittelalters namenlos da stehen, ja meist gerade die vorzüglichsten; keine Urkunde, keine Sage nennt ihn mehr, aber gewis und unumstößlich ist es einer der größten Künstler aller Zeiten, und ohne Frage war es, wenigstens für mich, entschieden, — ein Deutscher *). Venezianern und überhaupt Italiänern haben Einige diesen Bau gerne zuschreiben wollen, da die armen Deutschen nun einmal nicht viel — so nahm es die frühere Zeit nur zu gerne an — gethan haben sollten. Aber wo wäre ein Italiäner zu finden, der seines Landes Eigenthümlichkeit so verläugnete, daß er rein in einer seinem Vaterlande fremden Bauart, in einer ächt deutschen, das Werk ausgeführt, und so vollendet hätte, daß man auch nicht das Geringste Italischer Abkunft in und an ihm (ich rede hier besonders von dem Herrlichsten und Schönsten, dem Mittelschlosse) entdecken kann. Ja eine solche Verläugnung würde ihn zu einem Deutschen machen; denn es müßte einer der ersten Schüler der tüchtigen Deutschen Meister gewesen sein, welche um jene Zeit, wie bekannt, Baue in Italien gründeten und leiteten. Und da nun also um die Zeit der Erbauung des Hoch- und Mittel-Schlusses in Marienburg Deutsche Baumeister in Italien geehrt, gesucht und gebraucht wurden, erschiene es doch höchst wunderbar, wenn ein ächt Deutscher Orden, der sich mit des Vaterlandes Namen nannte, so unwaterländisch gewesen wäre, und hätte zu seinem größten Baue einen auswärtigen Baumeister gesucht, und dieser hätte in einer seinem Vaterlande fremden Bauart gebaut? Gewis nicht; und war denn der Italiäner bei jenen andern Bauen in Poppowo, Rheden, Lochstädt, Mewe, und wie die vielen Preussischen Schlösser heißen, auch thätig? Sind alle nicht aus einem Geiste, einer Ansicht entworfen? Sind Rheden, Poppowo, Lochstädt nicht die verjüngten Nachbilder der großen Marienburg? Schwingt sich nicht in ihnen allen, noch in den Trümmern erkennbar, kühn der Spitzbogen empor? Und war denn auch die einfach herrliche Kirche zu Mar-

*) Fried nimmt, S. 79. seines Werkes, einen Venezianer, oder überhaupt Italiäner, als Baumeister an, wogegen sich schon Fiorillo, in den Gdtt. gel. Anz. 1803. St. 26. S. 254 und abermals Bd. II. S. 247 seiner Geschichte der zeichnenden Künste in Deutschland, erklärt.

burg, welche der Deutsche Orden und die hessische Ritterschaft der heiligen Elisabeth gründeten und um gleiche Zeit vollendeten, das Werk eines Italiäners? Ist sie nicht ein rein deutscher Bau? Würde der Orden wohl am ruhigen Sitze des Hochmeisters deutsche Baukünstler gebraucht, dagegen aber in dem viel bewegten unsichern Norden Italische Baumeister geschickt haben? Niemals! Allenthalben ist der Deutsche Geist des Ordens sichtbar und waltend, und wie des Ordens Satzungen und Zwecke sich in der Vertheilung der Gemächer, Gänge und Zimmer klar in großen wie in kleinen Schlössern immer wieder zeigen und entwickeln, so offenbart sich auch des vaterländischen Bodens Sinn und Kraft in der Ausführung.

Und der Künstler, welcher das Werk entwarf und ausführte, war ein Meister, in höchster Kraft und Bedeutung des Namens, und wenn es ein Ritter, ein Hochmeister des Ordens selbst war. Keiner, der nicht tief in die Geheimnisse der Mess- und Baukunst eingeweiht ist, kann es wagen, einen solchen Bau zu unternehmen, aber die Kühnheit steigert sich auch durch das Gelingen, und was manchem unserer heutigen Baumeister, der das Gebäude nur anstaunt, nicht aber Gelegenheit hat, werththätig selbst ein solches Meisterstück auszuführen, unglaubliche Verwegenheit dünkt, das würde auch ihm wagbar erscheinen, wenn ein ähnlicher Bau von ihm zu vollführen wäre; denn die Kraft wächst mit jedem Schritte, und daß der alte Meister die Kräfte seiner Mauern und Gewölbe und deren Stützen richtig berechnete, das zeigt ihre Jahrhundert lange Dauer.

Eingeweiht war jener Baumeister gewis, so glaube ich, in die Geheimnisse der wissenschaftlichen Verbindung freier Maurer, er war ein Mitglied der Bauhütten, von denen die Baukunst — als das Herrlichste und Höchste, die das Größte und Tüchtigste verlangte, und das Heiligste und Göttlichste in sich einschließen sollte — als eine tiefe und geheimnisvolle Kunst, welche die Erde gleichsam an den Himmel knüpfte, geübt ward. Die größten Männer der Zeit waren Mitglieder; denn der Bund suchte nur das Große, Hohe und Edle, nicht das gemein Menschliche waltete vor. Erzbischöfe, Bischöfe und viele andere bedeutende Männer nennt uns die Vorzeit, welche einst die größten Baumeister ihrer Zeit waren (Bernward von Hildesheim, Meinwerk von Paderborn, Otto von Würzburg, alles Bischöfe, und in den Wissenschaften tief erfahren). So ist denn auch wohl gewis anzunehmen, daß viele Ritter des Ordens den Bauhütten verbunden waren, sie verdankten diesen Verbindungen ihre Kenntnisse und führten das Gelernte in Kraft und Kühnheit aus.

Und so wiederhole ich noch einmal, war der Baumeister ein Ritter, oder ein Geistlicher, oder auch allein nur Baumeister, er war einer der größten Künstler aller Zeiten und ein Deutscher. Finden wir auch hin und wieder Mängel, die ein Baumeister unserer Tage sich nicht würde zu Schulden kommen lassen, so müssen wir bedenken, daß diese Mängel die größten Kleinigkeiten, gegen das große Ganze gehalten, sind, daß die alte Zeit die gleichmäßige Uebereinstimmung, ja oft die Zierlichkeit und den gefälligen Eindruck auf das Auge, dem Nutzen opferte, dann auch besonders, daß, wie wir weiter unten sehen werden, gerade bei dem Hauptwerke, dem Mittelschlosse, die alten Grundmauern eines früheren Gebäudes zum Theil beibehalten und benutzt wurden. Diese kleinen Mängel werden aber durch das viele Mäch-

tige und Kühne, welches ein Baumeister unserer Tage schwerlich zu unternehmen wagen würde, noch viel weniger aber zu vollbringen vermöchte, weit übertroffen, und jener Baumeister war daher gewis eben so strenge ein Mann vom Fach, als jetzt unsere vorzüglichsten Baumeister, die durch alle Schulen gegangen sind.

Das Hochschlos.

Das Hochschlos bildet ein längliches Viereck, welches einen Hofraum in seiner Mitte umschließt, der eine Länge von 85, eine Breite von 102 Fuß hat. Die Mauern sind gediegen und fest und dehnen sich zu einer Dicke von zehn bis zwölf Fuß; in den untern Räumen mögen sie noch bedeutend stärker sein. Die Seite gegen Mitternacht*) hat sich noch vollständig von außen, auch durch die neuern Zerstörungen, gerettet, indem die Kirche in ihr liegt und dort der daran stoßende Kapitelsaal war, der nur im Innern verändert worden ist; die übrigen Seiten haben auf die schmachlichste Weise ihre Entstellung gefunden, dadurch, daß die alten Fenster zugemauert und statt derselben Lufen gemacht wurden, verschlossen mit schwarz und weißen Läden, wie in den Getreidevorrathshäusern gewöhnlich. Auch ward gegen Mittag ein Thor durchgebrochen, da doch sonst nur von dem Mittelschlos und der Vorburg der einzige Eingang war.

Das ganze Hochschlos ward durch einen Graben umgeben, der sein Wasser aus dem schon erwähnten Mühlgraben, vermittelt des das Schlos und die Stadt in weiterem Kreise umgebenden Grabens, erhielt. Vor dem Schlosse, gegen Mitternacht, ist ebenfalls ein Graben, der das Hochschlos vom Mittelschlos (welches in der ersten Einrichtung das Vorschlos war, wie wir weiter unten sehen werden) trennt. Dieser Graben, über den eine Brücke führt und in alten Zeiten wahrscheinlich eine Zugbrücke lag, die durch ein Thor von der Seite des Mittelschlusses befestigt war, wie noch Granitstücke neben der Brücke andeuten, war immer trocken, wenigstens von dem Zeitpunkte an, als statt der Vorburg das Mittelschlos entstand. Gegen Morgen zeigt sich in dem Graben, welcher Hochschlos und Mittelschlos umgiebt, ungefähr 15 bis 20 Fuß vor den innern Wallgang vortretend, eine breite Grabenmauer mit Schießcharten, so daß das Schlos hier, als mit einem Doppelgraben umgeben, zu betrachten ist und eine zwiefache Vertheidigungs-Linie, besonders gegen die Stürmenden, welche durch den Graben dringen wollten, hat. Eben so trat eine Mauer gegen Mittag in den Graben ein, welcher das Hochschlos von der Stadt trennt, auch einen Doppelgraben bewirkend, welcher noch dazu durch Vertheidigungsthürme geschützt ward und so des Schlosses Festigkeit und Sturmsicherheit vermehrte. Jetzt hat die Ausfüllung des Grabens nur wenige Reste dieser starken Vertheidigungslinie übrig gelassen. Der Schlosgraben gegen Morgen ist durch einen breiten äußern Wallgang, jetzt Straße, so wie durch dicke Mauern und starke

*) Es ist mir wohl bekannt, daß das Schlos nicht regelmäßig gegen die Himmelsgegenden liegen soll, selbst die Kirche nicht, so unwahrscheinlich auch dies bei der sonst so ängstlichen und genauen Beobachtung der Weltgegenden in alten Kirchenbauten ist; wegen dieser Ungewissheit und zur größern Abfärzung der Weltgegend-Bestimmung nehme ich durchweg an, daß die Lage vollständig regelmäßig sei.

Thürme vom Stadtgraben geschieden, so daß eine fünffache, für die damaligen Zeiten ungeheure, Befestigung derjenige zu überschreiten hatte, der die Burg von der Landseite stürmen wollte.

Betrachten wir nun zuerst im Hochschlos den Flügel, welcher von Morgen gegen Abend geht, und der einzige ist, welcher jetzt noch in Betrachtung gezogen werden kann. Diese Seite des Schlosses bildet ein längliches Viereck, ungleich in der Bauart seiner Mauern, das eigentliche Viereck, welches das ganze Gebäude bildet, gegen Morgen weit überragend. Dieser vorspringende Theil ist — wir werden gleich näher darauf kommen — ein neuerer Bau, aber diese neuen Mauern gegen Morgen zeigen nicht die Gediegenheit und Festigkeit der alten, sondern sind schon bei weitem mehr verwittert (so daß sie bei der Erneuerung auch bedeutendere Verbesserung verlangten), weswegen man sie für die älteren und jene gegen Abend für die neueren halten möchte, wenn nicht da die Geschichte belehrend einträte.

Dieser ganze Flügel hat, vom Mittelschlos aus gesehen, völlig die Gestalt einer Kirche, durch welche das dahinter liegende Schlosgebäude in seinen drei andern Seiten gedeckt wird, indem an diesem Flügel gegen Abend zwei Thürme neben einander hervor treten, welche die Breite desselben bezeichnen. Dieser Flügel ist nun, etwa ungefähr in der Mitte, durch eine feste Mauer in zwei Theile geschieden, außen auch durch einen dicken Wandpfeiler und oben im Dache durch eine Brandmauer kenntlich getrennt. Der Theil rechts (wenn man im Mittelschlosse, mit dem Gesicht gegen dies Gebäude gekehrt, steht) enthielt den Kapitelsaal, der sich bis zu den Thürmen erstreckte, links aber ist die Marienkirche. Jenseits an dieser Kirche, gegen Mittag, in den Seitenflügel des Schlosses fallend, steht der mächtige und große Schlossturm, ein längliches, mächtiges Viereck, verziert mit Fensterblenden dicht neben einander und hoch an ihm hinauf. Eine Zinnenbekleidung schmückte ihn sonst und wird auch, bei weiter vorrückendem Erneuerungsban, die jetzige neue, unpassende Spitze verdrängen. Er ist, so wie er jetzt gestaltet ist, wohl nicht als ursprünglich anzuerkennen, sondern vielleicht erst mit Dietrich von Aldenburg's Neubau zugleich entstanden, wie er denn auch nur auf den alten Schlosmauern steht und in seinen Mauern schwächer ist, als andere Thürme der Art zu sein pflegen. Die beiden Schlussthürme gegen Abend sind nur kurz, wenig die Höhe des Daches überragend. Um ihre drei oberen Geschosse geht eine hübsche Bogenverzierung von gebrannten Steinen, die sich auch um den untern Simms findet, welcher mit dem um das Gebäude selbst, unter den ehemaligen Zinnen, eine Linie bildet, und in derselben Reihe setzt sich auch am alten Kapitelsaal und dem Alttheil der Kirche dieser Schmuck fort. Es besteht diese Verzierung aus runden, kurzen, dicht neben einander stehenden Bogen. Diese gehen auch unter dem, zwischen den Thürmen stehenden Giebel fort, in einer Reihe mit jenen, und befinden sich also tief unter dem eigentlichen Gesimms der Mauer. Indessen ist es sehr auffallend, daß diese Verzierungen an den beiden Thürmen nicht gleich sind, sondern beide von einander in einigen Theilen abweichen, indem der gegen Mittag stehende Thurm älter und roher aussieht, und an ihm diese Verzierungen im roheren Spitzbogen sind, so daß beide auf eine verschiedene Bauzeit dadurch hinzudeuten scheinen, wobei es aber doch immer unerklärlich bleibt, warum dem etwa neuern Thurm nicht die Verzierungen des ältern geze-

ben wurden, die doch leicht nachzubilden waren. Ich möchte daher wohl annehmen, daß diese Ecke gegen Mitternacht mit dem Thurme bei einer Belagerung bedeutend verletzt wurde, vielleicht nach der Tannenberger Schlacht, zu der Zeit, als jene steinerne Kugel in des Meisters großes Kiemter geschleudert ward, die das Schicksal des Ordens mit einem Schläge entscheiden sollte. Darum hier der runde Bogen, bei größerer Zierlichkeit, welcher um jene Zeit, aus ältern Tagen und älterer Bauweise, nicht selten wieder entlehnt und angewendet ward.

Zwischen den Thürmen steht unten ein langes Fenster, hoch vom Boden entfernt, welches den Kapitelsaal von dieser Seite erleuchtete. Darüber befindet sich, über einem kleinen Regendache, hoch oben zwischen den Thürmen, der Giebel, einfach, mit wenigen Bogenblenden verziert. Eine Eingangsthüre ist auf dieser Abendseite nicht, sondern sie findet sich gegen Mitternacht, an der Ecke liegend, dem Thurme benachbart. Der Eingang ist etwas schief ins Schloß hineingelegt, mehr gegen die Rogat gewendet, wie auch hier die ganze Mauer gegen den Thurm in einen etwas spitzen Winkel tritt; der Thurm springt weiter vor und deckt sogleich von außen einen Theil des Eingangs durch seine Ecke vor dem Einprallen der Kugeln und Steine der Wurfgeschütze.

An diese Ecke ist ein kleiner Vorbau gestügt, der, wenn man es so nennen will — wenigstens scheint es noch am besten bezeichnend zu sein — eine Art von Halle vor dem eigentlichen Eingang bildet, mit einem sehr hohen Spitzbogen vorne, hinter dem die volle Mauer liegt. Dieser Spitzbogen hat oben den Schmuck einfacher über Eck stehender Steine, so daß zwischen jeden zweien eine kleine dreieckige Vertiefung ist. Auf seinen Enden ruht er auf rundlich an dem einen Ende gearbeiteten Ziegelsteinen (das andere steckt viereckig in der Mauerwand) die einen runden Wandpfeiler bilden, welcher da, wo der Bogen aufsetzt, ein Gesimse hat, an dessen jeder Ecke ein kleiner Kopf, gleichsam als eine ins Kleine gezogene Traggestalt, hervorschaut (Frick, auf Taf. XV. 29). Diese runden Wandpfeiler wechseln aus rothen und schwarz überglastten Steinen, die Fußgestelle sind Granit, wie überhaupt die ganze Grundmauer aus Feldsteinen besteht. Oben darüber in diesem bereits als flacher Halle bezeichneten Vorbau, ist, dicht an der Mauer, unter den Zinnen, eine viereckige Oeffnung, welche die Länge der Bogensehne hat und durch die man, gegen die etwa schon so nahe Anstürmenden, Steine werfen und besonders siedendes Wasser, brühheißen Brei, wohl gar auch kochendes Del gießen konnte. Diesen Theil des Gebäudes, mit dem einen Thurme, dem davor liegenden Graben und der Brücke nach dem Mittelschlosse, bildete Frick Tafel V ab, aber dies ist eine der ungetreuesten und unrichtigsten Tafeln des ganzen Werks, bei der alles nur auf mahlerische Wirkung berechnet ist.

Auf dieser Seite gegen Mitternacht, besonders von der flachen Vorhalle an bis zur Kirche, sieht man, daß hier mancherlei Veränderungen gemacht worden sind, und besonders scheint dies daraus hervorzugehen, daß hier einige Fensterbogen sichtbar sind, Spitzbogen von schwarzen Steinen, da wo sie sich enden durch eine gerade schwarze Linie verbunden. Fenster sind aber nie da gewesen, denn sie sind, wie der Augenschein lehrt, gleich ursprünglich vermauert worden, so daß der Kapitelsaal kein Fenster auf dieser Seite hat, und es scheint,

scheint man habe jedes ungeweihte Auge aus der Vorburg, die damals, als das Schlos gebaut ward, dort war, wo jetzt das Mittelschlos, von den Geheimnissen der Kapitelfiguren entfernen wollen. Der Eingang selbst wird an seinen Seiten durch schwere Granitstücke gehalten und diese steigen auch in dem Wölbungs-Spizbogen noch empor. An diesem Thürgewände ist das Seltene und hohe Alterthum Verrathende, daß an den untern Granitstücken die Ecke abgeschragt ist und Schrägseiten mit stehen gebliebenen Knöpfen der vollen Ecke abwechseln. *)

Gewölbt, in Winkeln sich wendend, so daß die einzelnen Gewölbschläge gegen einander absetzen, ging einst von hier der Eingangstür in den mittlern Hofraum und stützte hier seine letzten Bogen auf drei kurzen, gestauchten, runden Granitpfeilern (Frick Tafel XV 1 u. 20), wie ihn Frick noch merkwürdig genug fand, um ihn seinen Kupferplatten (Tafel VI, oben) einzuverleiben. Kurz darauf fiel das Gewölbe der Zerstörung anheim und ist jetzt verschwunden. Das Gewölbe des Kreuzganges im innern Schloßhofe ruhte auf viereckigen sechs Fuß hohen gemauerten Pfeilern, von denen nur noch einer gleich am Eingange rechts und zwei an der gegenüberstehenden Seite vorhanden sind, da der übrige Theil nach dem Brande von 1644 verfiel. Erst im Jahre 1770 ward der Gang in seinen neuen Gewölben, wie er jetzt steht, wieder erbaut, aber nur auf drei Seiten, die vierte ist ohne diesen Gang, der, aus alter Zeit, noch an der mittlern Seite bis 1802 stand, in welchem Jahre er vernichtet ward. Man vergleiche hier, so wie bei dem vorigen und folgenden, Anhang 4 und Taf. VII.

Die zunächst an den Kapitelsaal stoßende Kirchenwand zeigt, wie bereits bemerkt, drei große Fensterblenden, mit dem oben erwähnten Spizbogen von schwarzen Mauersteinen überwölbt, und ist dieselbe einfach zierende, schwarze Verbindungslinie zwischen ihnen. Aber auch hier sind die Fensterblenden vermauert, und nur später ist ein Fenster, ohne Berücksichtigung jener alten Bogen, höher hinaufgezogen, hinein gehauen worden, wahrscheinlich damals, als Dietrich von Aldenburg im Jahre 1335 die Kirche gegen Morgen, auf den Wall zu, verlängerte, als er die Annenkapelle gründete, darunter die Hochmeistergruft anlegte und das Chor der Schloßkirche darüber ausführte. Dieser Neubau hat Strebpfeiler, sieht aber, wie bereits bemerkt, weit verwitterter als das andere Gebäude aus. Wir werden ihn innen kennen lernen, wenn wir die Kirche im Ganzen betrachten.

Ueber den geschlossenen Fenstern des Kapitelsaales und dem einen geöffneten der Kirche, an dem ältesten Bautheile, ging ein ehemals mit einem Gewölbe bedeckter Vertheidigungsgang herum, der sich um das ganze Schlos in der obersten Mauer zieht, und worüber die Zinnen standen, die das Dach verdeckten und einen offenen Vertheidigungsgang hinter sich hatten. Von jenem bedeckten Gange sieht man noch die denselben erhellenden Oeffnungen, und dazwischen stehen fünf schräge, spitzschildige mit Mörten beworfene Stellen, in deren jeder ein kleines viereckiges Loch ist, welches aber nicht regelmäßig in dem Dreieck steht, sondern bei jedem mehr oder minder an die eine Seite hin gerückt ist. Es ist, als wenn

*) Abbildung dieses Thorgewändes bei Frick, Tafel XV. 41.



daran wirkliche Wappenschilder von gebrannten Ziegeln, oder Stein, oder Stuck befestigt gewesen wären, eine Art und Weise, welche jener Zeit wohl entsprechend ist, indem sie sich auch noch an andern Stellen in Marienburg selbst zeigt, so am Sammlungs (Convent)-Remter, dann am Marienburger Stadthore gegen Marienwerder zu. Ja sogar in der entfernten Mark, an dem einen wohlgebauten Thore der Stadt Prenzlau, findet sich das Gleiche, und es scheint daher ein damals sehr allgemeiner Schmuck gewesen zu sein, von dem sich nur, da er leicht zertrümmert werden konnte, weil er über die Mauer wogte und meist dünn gearbeitet werden mußte, wenig erhalten hat.

Gegen Mittag macht der Kapitelsaal die eine Seite des innern Vierecks vom Hofraume aus. Hier waren Fenster im Spitzbogen, die man jetzt von innen noch besser als von außen bemerken kann. Wie sie gestaltet waren, hat uns Gric (Tafel XV. 34) aufbewahrt. Sie zeigen die Eigenthümlichkeit, in zwei Hälften getheilt zu sein, wobei der runde Bogenschmuck als Zierrath eintrat, so daß man sieht, daß auch damals, wo schon alles dem Spitzbogen nachstrebte, diese alte Verzierungsart nicht verschmäht ward. Unter diesen Fenstern ging vor der Thüre des Kapitelsaals, die sich auf den Gang des Flügels öffnet, der von Mitternacht nach Mittag sich erstreckt, ein Gang an dem Kapitelsaal und der Kirche entlang und endete bei dem Haupteingange der Kirche, und auf diesem Wege gingen die Ritter aus dem Kapitelsaal in die Kirche. Dieser Gang ist jetzt weggebrochen, und man sieht nur noch die Spuren des ihn deckenden Gewölbes, so wie am Ende gegen Morgen sehr zierlich gebrannte und überglaste Steine, eingemauert sind, welche geflügelte Greife mit dem Ordensschilde, wunderliche Hirsche und dergleichen seltsame Thiere der Einbildungskraft darstellen. Sie sind vollkommen gut erhalten und wurden auch von Gric (Taf. XVI, unter 20 u. 21) abgebildet.

Der darauf in dieser Gegend eintretende Thurm fällt mit seinen Mauern völlig in den von Mitternacht gegen Mittag gehenden und gegen Morgen gelegenen Schlossflügel und zeigt auf diese Art deutlich, daß er als Schloßthurm zu betrachten ist, nicht als zur Kirche gehöriger Thurm, ein Zweck, der hier auch gar nicht an seiner rechten Stelle wäre. Die drei andern Seiten des Vierecks schließen das Schloßviereck, und die Gebäude sind, von der Erde bis unter das Dach, sämmtlich ihres Schmuckes und ihrer Gewölbe beraubt worden, die traurigste Zerstörung bis zur Unkenntlichkeit darbietend. Klar wird nur noch, daß die Zimmer alle nach außen lagen und vor ihnen innerhalb rundum in allen Geschossen ein gewölbter Gang sich zog. Auf diesem haben sich noch zierliche Kragsteine erhalten, die sämmtlich, in sofern sie noch eine deutliche Gestalt bewahren, eine Abzeichnung verdienen. Eine nicht unbedeutende Anzahl hat bereits Gric in seinem Werke (Taf. XV. 2—11) aufbehalten, auf welchem Blatte überhaupt schöne Reste des alten Schlosses sich finden, die uns nur bedauern lassen, daß so treffliche Denkmale der Vorzeit einer unsinnigen Zerstörung erlagen. Auf der Seite, wo der Kapitelsaal ist, hat das Gebäude nur ein Keller- und ein Erd-Geschoß, darüber sind gleich Saal und Kirche, auf der andern Seite waren aber außer dem Keller drei Geschosse, enthaltend die Wohnung des Landmeisters und anderer Gebietiger, so wie die Gemächer der Ritter und auch die nöthigen Remter, deren Stätte wir jetzt vergeblich suchen.

Ueber denselben waren zuerst bedeckte Zinnen, alle durch einen Gang in der Mauer mit einander verbunden (wovon jetzt nur wenige, aber doch noch deutliche Spuren sind), auch durch niedersteigende Treppen in den dicken Eckpfeilern und Mauern des Gebäudes zugänglich gemacht. Darüber standen die offenen Zinnen, die man jetzt ganz vergebens, selbst die deutlichsten Spuren derselben, sucht. In den großen Zimmerräumen, welche jetzt Getreidespeicher sind, und die langaus durch die Flügel sich erstrecken, ragen noch ungeheure Massen von Granit, welche eingemauert sind, aus der Mauer hervor und scheinen zu Bindesteinen bei den Gewölben gedient zu haben.

Von dem Kapitelsaal, obgleich er jetzt in drei Böden getheilt ist, haben sich noch einzelne Reste erhalten. Er hat eine Länge von 70, und eine Breite von 31 Fuß. Man sieht daß die Kragsteine hoch standen, unterhalb einen pfeilerartigen Fortsatz hatten und dann wieder durch einen neuen Kragstein in ihrem Schlusse getragen wurden. Die Gewölbe waren hoch und schön im Spitzbogen ausgeführt. Durch Abkragung und Abblätterung des neuen Kalküberwurfs ergibt sich, daß die Wände des Saales einst bemalt waren, und alte Nachrichten wollen, daß dort die Bildnisse der Hochmeister gestanden haben. Unter ihnen lag man Reime und wahrscheinlich über den Reimzeilen stand in rother Schrift der Name des Hochmeisters, auf den sich Bild und Denkspruch bezogen. Jene Bilder, deren Dasein nicht zu bezweifeln, werden schwerlich wieder nur einigermaßen sichtbar zu machen sein, so wichtig auch ihre Wiederenthüllung wäre; die wahrscheinlich mit rother Farbe geschriebenen Namen, von denen sich Spuren entdecken lassen, sind ebenfalls nicht mehr, wenigstens bei den in meiner Anwesenheit aufgetragten und aufgedeckten Stellen, zu erkennen; aber einige Reimpaare ließen sich noch ganz oder zum Theil lesen. Davon sind die damals von mir entzifferten diese:

Bitten wir got vns beschern
(Brunde?) die sich turren wern
Der ist nu vil grosslich not
Ir legen vil dirslagen tot.

(Bitten wir Gott, uns zu bescheren Freunde, die sich dürfen wehren, deren ist nun viel große Noth, ihrer liegen viel erschlagen todt.)

Demut vnd gotis vurchte
vil creftlich an ym wurchte
Daz her dieser werlde guß
versmehte sam geringe lust.

(Demut und Gottes-Furcht viel kräftiglich an ihm wütht, daß er dieser Welt Freude, gleich geringer Lust, verschmähete.)

Die Bruchstücke sind diese:

... h'uf nam
... h'quam
... do ist h'bleben
... becleben.

Und: Wir musen gotis

Dies möge auch als Beispiel der Art und Weise dienen, wie die alten Ritter einzelne ihrer Prunkgemächer verzierten, wovon sich auch Spuren in des Meisters großem Kämmerer gefunden haben. Die Anzahl der Reime muß nicht geringe gewesen sein, denn sie scheinen beinahe alle Wände eingenommen zu haben.

Die Thür in den Kapitelsaal ist schmal, im Spitzbogen, mit einigen kleinen schlanken Pfeilersäulen zur Seite des Gewändes, welche mit Füßen und kleinen Kopfgesimmsen verziert sind; im Ganzen ist sie unbedeutend, doch schwerlich älter, als die sogleich zu beschreibende Kirchthür, die sogenannte goldene Pforte.

Betrachten wir nun, ehe wir weiter gehen, die Reste des Gebäudes, wie wir sie noch jetzt sehen und wie uns das Uebriggebliebene Anleitung giebt, auf das Ganze zu schließen (wobei wir die Kirche noch, als etwas später Ueberarbeitetes, beseitigen wollen); erinnern wir uns dessen, was ich schon im Eingange im Allgemeinen über die Bauart bemerkte, und vereinen wir uns dann wieder zu der mir völlig klaren Ueberzeugung, daß nur ein deutscher Baumeister, oder, wenn man mir diese bestimmte Behauptung anfechten wollte, doch wenigstens unwidersprechlich gewiß ein Baumeister, der durchaus erfüllt und nur geleitet von der schönen altdeutschen Baukunst ward; auch schon das Hochschloß vollendete; denn alles was auf die sächsische Bauweise (den runden Bogen) geht, ist so in das Unbedeutende zurückgedrängt, betrifft nur allgemeines Gut alter Zeit, was jeder Künstler unter allen Bedingungen noch für sich anwenden konnte, daß gar keine Rücksicht darauf zu nehmen ist. Denn der runde Verzierungsbogen an den Thürmen und der Seite gegen Mitternacht, so wie an der untern Hälfte der alten Kapitelsaalfenster, wie sie uns Fricke aufbewahrt hat, ist durchaus unwesentlich und hat auf die Grundformen gar keinen Einfluß, selbst wenn er von der ältesten Zeit her am Schlosse gewesen ist. Dies wird noch dadurch wohl am besten bewiesen, daß vierfach verschiedener Schmuck (und zwar, bei vorherrschendem Rundbogen auch der Spitzbogen) an der Langseite und den Abendthürmen dicht neben und über einander steht, wie wir sogleich noch genauer zeigen werden. Daß das Keller- und Erd-Geschoß einen runden Willbebogen hat, kann eben so wenig auffallen, da er in der nothwendigern größern Festigkeit seinen Grund findet und im Mittelschlosse so gut wie im Hochschlosse angetroffen wird.

Dagegen herrscht allenthalben, wo der eigentliche Prunkbau vortritt, wo sich der Kunstsinne und die Ansicht des Meisters entwickelte, der Spitzbogen, noch deutlich in Resten der Gewölbe und in den Spuren, welche sich in der Mauer zeigen, da wo die alten Gewölbekappen eingefügt waren, zu erkennen. Es wird also hierdurch klar und deutlich, daß die eigentliche Grundbestrebung des Baumeisters des Hochschlosses war, die Haupträume des Gebäudes im Spitzbogen auszuführen.

Wie geringe ist dagegen das Fremdartige. Eigenthümlich erscheinen hier die den großen vordern Eingangsbogen stützenden beiden halbrunden Wandpfeiler, von denen ich schon oben sprach, und die auch Fricke einer Abbildung würdig hielt, welche sie unstreitig verdienen, da sie in Marienburg auch nur einzig an dieser Stelle vorkommen. Hier zeigt sich allein eine Einwirkung fremder, das heißt Italiänischer Bauart, in dem Wechselfarbengestein,

roth und schwarz, wodurch diese Wandpfeiler an so manche Kirchen Italiens (Orvieto, Siena u. s. w.) erinnern, welche aus weißen und schwarzen Marmor-Verstücken, buntstreifig und geschacht, erbaut sind. Meiner oftmals erklärten Ansicht nach, kann aber solch Nebenwerk niemals als etwas Hauptsächliches betrachtet werden, nie kann es einen Bestimmungsgrund der Bauweise abgeben, sondern muß immer nur als merkwürdige Abweichung bei Betrachtung der Zierrathen angemerkt werden. So kann denn vielleicht hier dem Künstler ein Italisches Bauwerk vorgeschwebt haben. Ueberdies habe ich aber auch schon im Eingange bemerkt, daß ein solcher geschachter oder Zickzack-Schmuck der alten Zeit Deutschlands und Preußens etwas sehr Bekanntes war, und je mehr man vielleicht jetzt darauf aufmerksam wird, um so mehr wird man auch die Anbringung dieser Zierrathen bei den alten Backsteingebäuden Norddeutschlands entdecken. Indessen ist bei diesem Schmucke selten eine durchweg eingeführte Regelmäßigkeit zu finden, vielmehr steht er nur wechselnd und zumeist einzeln da, und dies nicht allein bei der Marienburg, sondern auch bei andern Schlössern Preußens und den Kirchen in Norddeutschland und Schlesien. Ein Theil der Mauer hat diesen Schmuck, und das dicht dabei befindliche Gemäuer trägt keine Spur davon. So zeigt z. B. der rechts stehende Thurm am Abendtheile des Hochschlosses diese Mosaik, der Thurm dicht daneben hat sie aber sehr verworren und undeutlich. Oder diese Verzierungen hören auch wohl gegen oben oder unten zu auf, werden verwickelt und nachlässig, oder zeigen ganz verschiedenartige Gestalten, wie gerade, so scheint es, die Laune, oder der verschiedene Steinvorrath des Maurers es mit sich brachten. Welche zierliche Gestalten das Hochschlos aufweist, kann man aus Frick's Werke (Taf. XVIII. 16, 17, 18, 19, 20, 21 u. 22) sehen, wo die verschiedenen Arten, geschacht, Laufer und Strecker verschiedenfarbig, Zickzack, Kanten u. s. w. abgebildet sind. Fortgesetzte Vergleichung einzelner Reste in verschiedenen Gegenden wird vielleicht auf eine feststehende und noch erkennbarere Grundansicht leiten. So wie es mir bis jetzt erscheint, nehmen die mosaikartigen Kanten und Zickzackwinkel immer die ältesten Theile des Gebäudes ein, und überhaupt sind die älteren Mauern mehr als die aus jüngerer Zeit damit versehen; daraus möchte folgen, daß diese Bauweise schon zur Zeit der schönen altdeutschen Bauart im Abnehmen war und an den sächsischen (rundbogigen) Bauwerken von gebrannten Steinen, von denen leider so wenig auf uns gekommen, am meisten gefunden ward. Bei vielen alten Gemäuern sind sie auch dadurch für uns jetzt verschwunden, daß die sonst unberappten Mauern mit einem Kalkabpuß versehen wurden. Auffallend ist es mir, daß ich diese Verzierung — ich müßte mich denn irren, da ich es aus der Erinnerung niederschreibe, und bitte dann um Berichtigung — an keinem Dantzger bemerkt habe, so schön und glatt und zierlich (besonders zu Thorn und Marienwerder) auch diese gebaut sind, dagegen wohl an den Gängen, welche zu diesen Thürmen führen (z. B. in Thorn, wo roth und grün verglas'te Steine an einzelnen Stellen mit einander wechseln).

Sehen wir nun nach diesen allgemeinen Betrachtungen noch einmal das ganze Gebäude von außen an, wie es ursprünglich da stand und zum Theil noch steht, und treten wir dann in das Innere des allein noch wohl erhaltenen Theils, in die Kirche.

Angelegt ward das Hochschlos, so sieht man deutlich, zuerst auf ein von vier Eckthür-

men gehaltenes beinahe gleichseitiges Viereck, hierin den Schlössern zu Gollup, Popowo, Mewe, Rheden entsprechend. Der eine davon ward Schlußthurm des Kapitelsaales, und erhielt an der andern Ecke des Kapitelsaales einen ihm entsprechenden fünften Thurm. Der zweite Thurm (gegen Morgen und Mitternacht), ward abgeändert und zeigt sich nur in einer gering vorspringenden Mauerlücke, seit Dietrich von Aldenburg die Kirche verlängerte, welche sonst nur als Schloßkapelle in dem Viereck des Gebäudes mit stand. Ob dieser Thurm unten gegen Mitternacht etwa mehr vorgebaut war, als die andern, da er die Kirche bezeichnete, ist nicht mehr klar, und so viel ist nur gewis, daß an dieser Ecke, über die Annenkapelle ziemlich beträchtlich hervorragend, ein felsenhartes Grundgemäuer sich findet, welches noch deutlich in den Weg hineintritt und dessen Bestimmung ungewis ist. Ihm entsprach zum Theil der sechste Thurm des Gebäudes, der Schloßthurm, der höchste von allen, der indessen, so wie er jetzt steht, später erst, durch Dietrich von Aldenburg, aufgesetzt ward. Der Thurm gegen Morgen und Mittag springt nur etwas mit seinen Ecken vor, und ist jetzt nur bis zum Dache aufgeführt; wie er etwa früherhin, im Zusammenhange mit sämmtlichen Schloßzinnen, begann war, ist nicht mehr zu unterscheiden. Der vierte Thurm, gegen Mittag und Abend, ist weit mehr vorgebaut, er steht schief an der Ecke, und von ihm aus führte ein Gang über einen festen gewölbten Bogen und eine starke Mauer in den ebenfalls schief stehenden Danksaal.

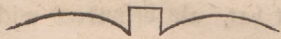
Die Verzierungen unter dem Dache gegen Mitternacht und Abend sind vierfach; an dem andern Theile zeigt sich davon nichts mehr. An der langen Seite, gegen Mitternacht, ist die hauptsächlichste und schönste Verzierung. Es sind nemlich runde, ziemlich breite, gehöhlte und mit Stäben zwischen den Höhlungen versehene Bogen, durch gerade Linien verbunden, welche überaus zierlich unten und oben mit Weinranken und Weinlaub umgeben sind, alles auf gebrannten Ziegeln so künstlich dargestellt, daß vier Ziegelstücke zusammen erst die ganze Figur bilden. Friese versäumte nicht, diesen schönen Schmuck (Taf. XVIII. 14) darzustellen, und ich bemerke nur hier noch, daß ich denselben, oder einen ihm sehr ähnlichen, innerhalb der alten Kapelle zu Pochstädt, hinten am hohen Chore, in der Mauer, ungefähr in Mannshöhe, mit Kalk beworfen, und so etwas verdunkelt, fand. An der Morgenseite, wo der neue Anbau hinzutrat, soll diese Verzierung auch noch sichtbar sein, ob sie an andern Stellen sich fand, ist nicht mehr deutlich, da alles übertüncht und stark mit Kalk überpugnt ist. — Um die vorgebaute Ecke und den Eckthurm gegen Abend werden diese Bogen kleiner, unbedeutender und der Hauptschmuck, das Weinlaub, fehlt. An dem Giebel gegen Abend stehen sehr plumpe, in den Stein gebrannte Spitzbogen, und an der untern Reihe des zweiten und überdies schmälern Thurms stehen etwas zierlichere Rundbogen. Die darauf folgenden Geschosstrennungen an beiden Thürmen sind rundum in gleicher Weise, mit einem recht zierlichen Spitzbogen, und so ist es um desto auffallender, wie mitten inne diese verschiedene Art der Ausschmückung kommt; und dies ist, wie schon oben bemerkt, die dunkle Stelle, wie sich der Bau verschieden gestaltet hat.

Marienkirche und Annenkapelle.

Nach der Betrachtung des Schloßes, von dem nur noch Trümmern der Größe blieben, wenden wir uns dahin, wo uns vollständig Erhaltenes entgegen tritt: in die Kirche. Zuerst war die Kirche nur eine Fortsetzung und ein kleiner Anhang des Kapitelsaales, begränzt durch den Eckthurm des Schloßes, und mehr eine Schloßkapelle, als eine Schloßkirche zu nennen. Aber schon Dietrich von Aldenburg fand sie, bei der starken Vermehrung der Ritter, zu klein, und ließ, bis auf den Fußboden der Kapelle nieder, die Wand gegen Morgen ausschlagen, verlängerte die Kirche bis in den Graben über das Schloß hinaus und gründete, unter ihr, die Annenkapelle, welche aber kleiner ist, indem sie nur die Größe des Neubaus hat und die alte Schlussmauer des Erdgeschoßraumes unter der Kirche so blieb, wie sie in der ersten Zeit eingerichtet worden war.

Wenn wir uns von der Thüre des Kapitelsaales noch den alten Gang neben Saal und Kirche hin denken, und auf ihm, wie einst die Ritter, bei dem zierlichen Schmuck gebrannter Steine vorbei, die jetzt bedeutungslos an der oberen Mauer im Freien schweben, gehen, so gelangen wir zu dem alten Eingang in die Kirche, welcher neben den Thurmmauern steht und sich auf den Gang vor den Zimmern des morgendlichen Schloßflügels öffnet. Diese Thür, die goldne Pforte genannt, rührt vom ursprünglichsten Baue her und war gleich Anfangs der Eingang in die alte Schloßkapelle. Dies beweiset zumeist die Art ihrer Verzierung, indem hier alle vielfachen Gestalten von gebrannten Steinen höchst kunstreich gemacht worden sind, wogegen alle Zierrathen aus des Dietrich von Aldenburg Zeit, ein halbes Jahrhundert später, aus Stuck und Schwedischem Marmor gearbeitet wurden. Dieser Gebrauch der gebrannten Erde leitet uns auf allgemeinere Betrachtungen, die im ersten Anhange zu diesem Buche zusammengestellt sind und von denen ich wünsche, daß sie anderweitige Untersuchungen für das nördliche Deutschland anregen mögen.

Vor der Thüre ist eine nur schmale Vorhalle, und der Eingang selbst ist in seinen Thürwänden etwa 8 Fuß tief in der Mauerdicke. Außen ist ein, wenig gegliederter Spitzbogen, auf Wandpfeilersäulchen gestützt, mit gegliederten, aber nicht weiter ausgeschmückten Kopfgesimsen. Auf jeder Seite sind zwei Mauerblenden, jede mit einem eigen gestalteten Bogen überdeckt,



in deren Mitte hervorspringendes Stabwerk als Schmuck ist. Innerhalb stehen, zwischen Reihen rother gewöhnlicher Ziegel, sechs Reihen verglas'ter Ziegel, von denen die ersten wunderliche und abentheuerliche Gestalten zeigen, als Drachen, Greifen, Hirsche, unter welchen einige ein Schild mit einem Kreuz über sich haben (gleich den Ziegelreihen auf dem innern Hofe, da, wo einst der Gang aus dem Kapitelsaal zur Kirchthüre ging), dann folgen glatte überglas'te Ziegel, meist von brauner Farbe. Man hat auf ihnen Spuren einer erhaben geformten Inschrift finden wollen, eine Art und Weise, Schrift möglichst unvertilgbar anzubringen, die sich in Preußen mehrmals, diesem Lande, wie es scheint, eigenthümlich (in Thorn, Schloß Bürgel, Schloß Loßstädt, Elbing) findet, und die höchst merkwürdig ist; jetzt läßt sich indessen davon

kein Nest mehr entdecken, und es sind auch keine Spuren vorhanden, daß eine solche Inschrift durch die Länge der Zeit davon abgestoßen sein könnte.

Die Thür ist im Spitzbogen, die Gewände sind weit hervortretend, mit kleinen Stabfäulen geschmückt, welche Kopfgesimse haben, an denen Blatterschmuck sich findet; nur auf einem Knauf rechts ist eine wunderliche Frage, ein Thier mit Menschenkopf, einem Fischleib und Pferdefüßen, und ein Mann in einem eng anliegenden Wamms bis zur Hälfte des Leibes, dann folgt ein Fischleib und Schwanz, Thierfüße tragen diese Zusammensetzung, die auf dem Kopf eine Mütze hat, deren Spitze rückwärts überhängt, und in diese Spitze beißt ein Hundskopf ein, der das Ende des sich krümmenden Fischschwanzes bildet. An dem viereckigen Thürpfeiler, wo der eigentliche Eingang und Thüranschlag, ist ein Thier mit Fischleib, großem Kopfe und Ochsenfüßen. Links an der Thürseite, dem letztbeschriebenen gegenüber, ist ein Thier wie eine Sphinx, mit Menschenkopf und Menschenarmen; dann sieht man noch ein Schwein- und ein Fisch- Ungeheuer. Frick hat (Taf. XIV. 2. 27.) zwei dieser Künstler schnurren abgebildet.

Was sollen diese Gestalten bedeuten? Sind es Darstellungen des Menschlichen, was leider oft in die Thierheit überspielt, wenn es nicht durch reinen und allein gottgefälligen Wandel beherrscht wird? Soll der Eintretende diesen thierischen Trieb vor der Pforte des Heiligthums lassen, und gereinigt eintreten? Soll ihn das sinnliche Bild an diese Sinnenreinigung mahnen? Warum dann aber die Verzerrungen des Menschlichen an den Gestalten selbst? Warum ließ man das Menschliche dann nicht rein, und begnügte sich mit dem thierischen Anhang? Diese Fragen entscheidend zu beantworten, wage ich nicht, aber meine Ansicht von den meisten dieser Bilder ist, daß sie nur Spiele der Einbildungskraft des Werkkünstlers sind, stillschweigend gebilligt vom Landmeister und den Rittern, als das Schloß erbaut ward, aber auch allgemein beschützt durch den Geist und die Ansicht der Zeit, die sich an solchen Gestalten belustigte und es nicht scheute, dem strengen heiligen Ernste das Lächerlichste und Verworrenste vorangehen zu lassen, oder eines dem andern entgegen zu setzen. Man muß, glaube ich, solche Bilder überhaupt in der Regel und im Allgemeinen, nie zu streng nehmen, da man leicht dem Erbauer oder den Meistern des Baues unrecht thun kann, indem das, was allgemeine Ansicht der Zeit war, und aus der Zerstörung sich an diesem einzelnen Punkte gerettet hat, als besonders wichtig nur für diesen einen Fall allein erscheint. Die Bedeutsamkeit vieler solcher Bildwerke ist nicht wegzuläugnen, ihre Erkenntniß kann und muß uns einen wichtigen Fingerzeig gewähren, und Geist und Scharfsinn mögen sich üben, das Dunkelfte zu verbinden und Lösung zu suchen, aber hüten müssen wir uns, glaube ich, alles in ein entworfenes Lehrgebäude ziehen zu wollen; sonst sehen wir oft viel an den Stellen, wo keine bestimmte Absicht herrscht, sondern wo oftmals bloße Nachahmungssucht, tolle und verzerrte Laune eines Künstlers, ja oft der heitere, derbe, selbst wohl gar zu derbe Scherz jener alten Zeit, ihr Spiel trieben.

Und hier, glaube ich, ist wohl der Ort zu bemerken, daß ich in allen Gebäuden, sowohl des Hoch- als auch des Mittel- Schlosses, in allen deren einzelnen, genau durchgesehenen Theilen, vom tiefen Keller- Gewölbe bis oben hinauf zu den Nesten der Zinnen, auch nicht
eine

eine Spur davon gefunden habe, daß hier bei den deutschen Rittern eine Bilderschrift ihr Wesen getrieben, der man erst in neuerer Zeit bei den Templern eine bestimmte Deutung hat geben wollen. Liegt auch noch ein dichter Schleier über die Art und Weise, wie die Ritter ihre Kapitelversammlungen hielten, welche Feierlichkeiten dort herrschten, indem sie dieselben dem Auge der Welt durch unverbrüchliche Verschwiegenheit und geheimnisvolles Dunkel ihres Versammlungsorts (des Kapitelsaals) zu entziehen wußten, so ist doch auch nicht die geringste Anleitung da, daß solche Gründe oder ähnliche bei ihnen obgewaltet haben, wie die, durch deren Behauptung in neuerer Zeit das Andenken der Tempelherrn verdüstert worden ist.

Die Vorstellungen an dieser Thüre, welche sich über den Stabknäufen befinden, werden deutlicher und christlicher. Auf den Pfeilerfäulen stehen, rechts dem Anschauer, die fünf thörichten, links die fünf klugen Jungfrauen, daran kenntlich, daß die Klugen ihre Becher aufrecht, die Thörichten aber verkehrt, die Oeffnung nach unten, tragen. Den Klugen öffnet Petrus das Himmelsthor, den Thörichten jähnt die Hölle entgegen, in Gestalt eines aufgesperrten Drachenmaules, und ein Teufel steht davor, der nach ihnen langt. Manches an den Gewändern zeigt eine zierliche und gute Arbeit, und es scheint wohl nicht unrecht, noch einmal daran zu erinnern, daß dieser Schmuck von gebranntem Thone gearbeitet ist.

Betrachten wir die Bogen, welche außen emporsteigen und die Verzierung der Thürspitze bilden, so bemerken wir folgende Absätze: ein Bogen entfalteter hübschgelegter großer Blätter, in denen hin und wieder Thierfräßen angebracht sind. Darauf folgt eine Ecke, dann ein runder Stab, bis zur Gährung des spitzen Thürbogens, von jeder Seite immer gleich aufsteigend; hierauf wieder eine Ecke, dann ein Band von Trauben und Weinlaub, überaus zierlich und nicht spärlich, sondern recht voll neben einander gelegt, wie die Abbildungen beweisen, welche Frick (Taf. XVI, 23, 24, 25) giebt, wozu noch 22, eine andere Blätterverzierung kommt, zuletzt ein nach außen gerundeter Bogen, auf dem jeder Seite ein Kragstein und zierliches Kopfgesimms sich findet; Alles mit Zierlichkeit, Nettigkeit und Fleiß ausgeführt. Auf der Seite der klugen Jungfrauen steht eine Jungfrau mit einem Stabe in der Hand und einer Krone auf dem Haupte; auf der andern Seite ist es eine Jungfrau mit einem zerbrochenen Stabe, welche die Krone verkehrt auf dem Kopfe hat. Unstreitig bezieht sich dies wieder auf die klugen und auf die thörichten Jungfrauen, jene in der Herrlichkeit, diese in der Verdammnis das schmäliche Gegenspiel zu der Verklärung jener treibend. Es ist dies eine sinnreiche Darstellung, welche mir bis jetzt noch nirgends vorgekommen ist und bei der es wohl eine Nachforschung verdient, ob sie auch noch anderen Orts gefunden wird.

Auf der linken Wandfläche, über den verzierten und verglasten Steinen und der Seitenbank, sind alte Bogenverzierungen, welche auf der rechten Seite fehlen und verloren gingen. Diese drei Bogenfelder enthalten innerhalb Darstellungen, und wir sehen darin: Maria und Joseph auf der Wanderung, zwischen sich den kleinen Christus führend; in dem zweiten Felde sind Maria und Joseph traurig allein, sie haben den Knaben verloren, und Spruchbänder, welche sie in ihren Händen halten, besagten vielleicht in früheren Zeiten

durch eine Aufschrift die Klage, und verdeutlichten so die sonst sehr dunkle Darstellung. Darüber sitzt, in dem dritten Bogenfelde, auf einem tabernakelartigen Gemäuer, welches unten ein Fenster, aber oben keine Spitze, sondern ein flaches Dach wie eine Empore hat, das Kind Jesus, zu jeder Seite unten ein alter bärtiger Mann, mit einem Spruchband, knieend: unstreitig wohl eine einfache Darstellung von dem Kinde Jesu, welches im Tempel lehrt. Diese Darstellungen gehen auf alte neugriechische Bilder zurück, und sind die einzige Spur solcher Nachahmungen, welche sich im Schlosse befinden. Desto mehr ist es zu bedauern, daß die Darstellungen auf der gegenüberstehenden Seite fehlen, aus denen man erkennen könnte, ob auch daraus die Einwirkung neugriechischer Muster noch deutlicher hervorginge. — In dem vor der Pforte liegenden kleinen Raume ist nur noch ein einziger Schmuck vorhanden, nemlich oben zur rechten Seite ein zierlicher einzelner Kragstein, welcher anzeigt, daß auch hier einst ein Gewölbe zur Decke diente.

Diese ganze Thür, mit allen ihren Einzelheiten, hat Herr Professor Breisig mit seiner bekannten Genauigkeit und Sorgfalt, mit großer Liebe und unbestreitbarer Richtigkeit, sowohl im Ganzen, als auch jedes Einzelne, in natürlicher Größe gezeichnet. Möchte ein Kunsthändler bald, in Stich oder Steinzeichnung, diese eigenthümliche und merkwürdige Pforte, welche, wie bereits bemerkt, den bedeutsamen Namen der goldnen Pforte führt, den Freunden alter Kunst schenken. Einzelnes sehr verdienstvolles, mit Treue und Sauberkeit gemacht, lieferte bereits Fricke, aber Manches erfordert einen größeren Maßstab, gleiche Größe wie die Urbilder, um in ganzer Schönheit erkennbar zu werden. So zeigen z. B. die im Großen ausgeführten Weinblätter eine höchst erfreuliche Zierlichkeit. Ueberhaupt stehen die Verzierungen in der Kirche und außerhalb der Kirche — um dies hier gleich zu bemerken, wobei ein Blick auf Fricke *) am überzeugendsten belehren wird — darin den Rissen des Eolner Doms so nahe, daß auch in ihnen die höchste Reinheit herrscht, das heißt, daß sie alle aus der Pflanzenwelt entlehnt sind und nur hin und wieder von wunderlichen Thiergestalten unterbrochen werden, nicht aber in das unbestimmte Feld willkürlicher Schnörkeleien übergehen. Fast durchweg ist über die glatte Fläche, oder über gekahlte und gerandete Stellen, das Weinblatt einfach und sinnig gelegt, oder andere große Blätter, Rosen und Blumen umgeben die Kragsteine, die Kopfgesimse der Säulen, und dies ist der reine, liebliche Pflanzenschmuck, der die ausgezeichnetsten Werke altdeutscher Bauart ziert, der ihnen ihre höchste Würde und Schönheit giebt, wie ich bereits an andern Orte ausführlicher bemerkt habe. Je größer die Ausartung, um so größer der Ueberfluß an willkürlichen Schnörkeln, wenn sie sich auch auf die allgemeinen Verzierungen des Dreiecks, Vierecks, der Raute, des Spigbogens u. s. w. zurückführen lassen.

Tritt man in die Kirche hinein, so sieht man innerhalb einen flachen Bogen, der die Thür, gegen das Innere der Kirche zu, deckt und welcher mit denen übereinkommt, die wir im Mittelschlosse fast allenthalben und sogar in den größten Prunksälen bei den Thüren an-

*) Fricke, Taf. XV. 6, 7, 17, 18, 28, 33. Taf. XVI. 7, 8, 9, 14, 15, 18, 22, 23, 24, 25, 32, 33, 34, 35 u. 38, und das Zwischenband bei 2.

treffen werden, der also auch dem ältesten Baue in Marienburg nicht fremd ist und nicht erst ein halbes Jahrhundert später etwa eingeführt ward. Wir werden weiter unten, bei der Durchwanderung des Mittelschlusses, diesen Thürbogen noch einmal im Allgemeinen betrachten.

Die Kirche selbst besteht nur aus einem Schiff (ohne Nebenschiff oder Absseiten) auch ist kein sonst gewöhnlicher Absatz im Deckengewölbe, der, durch einen breiteren Scheidebogen, Chor und Schiff trennte, vorhanden; alles ist Chor, und man sieht auch hieraus, daß bei dieser Kirche an keine Gemeinde zu denken war, welche von den die heiligen Handlungen verrichtenden Geistlichen abgesondert stand, sondern nur die Gesamtheit der Ritter, mit Entfernung aller fremden weltlichen Personen, nahm den ganzen innern Raum ein (die Waffenträger und Knechte waren in eigene Kapellen verwiesen): die Marienkirche war nur die Hauskapelle der gesammten Ritter, darum ist auch rundum alles auf Chorstühle eingerichtet, oder weist wenigstens deutlich dahin, daß dergleichen einst vorhanden waren. Die Länge der Kirche beträgt 128, die Breite $29\frac{1}{2}$ Fuß, und bis zum Schlusse der Wölbung hat sie die nicht sehr bedeutende Höhe von 45 Fuß.

Das Gewölbe ist im Spitzbogen, sternförmig und durchaus im ganzen Kirchenraume einerlei, obgleich das Ganze nicht aus einer Zeit, wie bereits erinnert, herrührt. Entweder wurde das alte Gewölbe eingeschlagen und das Ganze neu überwölbt, oder der neuere Theil wurde so ausgeführt, daß er dem alten vollständig entsprach. Die Rippen, welche hervorragen, stehen auf sehr zierlichen, in nie übereinstimmender, sondern immer wechselnder Weise verzierten, Kragsteinen, welche die Kopfgesimse sehr kurzer halbgetheilter, achteckiger Pfeilerstücke sind (Consolen), deren Schluß unten ein sehr zierlich geschmücktes Bilderdach, also Kragstein und Bilddach durch ein achteckiges Pfeilerstück mit einander verbunden. Solcher sind achtzehn (viere bildete Fric, Taf. XVI unter 32 — 35, ab) und unter jedem steht eine Bildsäule, einen Heiligen oder eine Heilige darstellend, meist jeder mit einem Buche in der Hand. Die Arbeit an diesen Bildsäulen ist nicht vorzüglich, wie denn die Arbeiter, welche Dietrich von Aldenburg zur Darstellung menschlicher Gestalten brauchte, nicht mehr die Gewandtheit der alten Künstler in Thon gehabt zu haben scheinen; indessen kann auch die größere Feinheit dieser Arbeit durch das spätere Ueberstreichen mit Kalk verlegt worden sein, doch haben sie, selbst dies zugegeben, im Ganzen keinen großen Werth und die Verzierungen der Kragsteine über den Bilddachern, aus zierlichen Blättern bestehend, sind weit besser. Dagegen verdienen auch die Kragsteine, auf welchen die Heiligen stehen, wieder eine Berücksichtigung, indem jeder mit einer wunderlichen Gestaltenverbindung verziert ist; meist sind es Teufeleien und in allerhand Windungen und Verschlingungen ringende und kämpfende Ungeheuer und Menschen. Einen derselben, auf dem ein Teufel mit langen Ohren und Flügeln einen Menschen bei den Haaren gepackt hat, bildete Fric, Taf. XVI. 36, zur Probe ab. Obgleich auch diese Kragsteine und die Bilddächer mit ihren Zierdecken in späterer Zeit stark mit Kalk übertüncht sind, so verdienen sie doch alle eine Nachzeichnung, jene, um zu enthüllen, wie wunderbar sich die Einbildungskraft der Künstler oft zu den größten Abenteuerlichkeiten verlor, diese, um die Zierlichkeit des Pflanzenschmuckes in recht vielen verschiedenen Bildwerken

zu zeigen. Auch möchte es wünschenswerth und wohl nicht ganz unausführbar sein, diese Bildwerke mit Sorgfalt von dem starken, alles vertünchenden Kalküberstrich zu reinigen, um die Umrisse besser unterscheiden zu können und dann wieder alles mit einem dünnen Anstrich zu versehen.

In den Ecken gegen Abend sind zwei Kragsteine wie jene andern, doch die Bildsäulen darauf fehlen; es sollten daher eigentlich zwanzig Bildsäulen sein, aber es finden sich nur achtzehn, wie bereits bemerkt, wirklich vor. Der eine große Schlussstein in der Altarmuschel zeigt das Ordens-Wappen: die auf einem Sessel sitzende Maria mit dem Christkinde; auf den andern schweben recht zierlich gearbeitete Engel (nur einer fehlt und muß ersetzt werden), eine Verzierungsart die eben so sinnvoll als gefällig, und die mir sonst nirgends vorgekommen ist.

Rund um die Kirche herum gehen, unter den Fenstern, nicht in gleicher Entfernung vom Boden, sondern theils höher, theils niedriger stehend, Spitzbogenstellungen neben einander fort, meist mit Bezug auf die unten befindlichen Chorstühle, über denen auch einst eine Schrift befindlich war, aber aus wahrscheinlich nicht so alter Zeit, von der durch Abblätterung des Kalkes nur einzelne Reste sichtbar werden. In den Wandfeldern unter den Spitzbogen waren die Bilder heiliger Personen, Ritter und Geistlicher, von denen einige Spruchbänder mit Inschriften in den Händen trugen, auf Kalk gemalt. Als, in uns vielleicht sehr naher Zeit, die Kirche wieder weiß übertüncht wurde, verdeckte man diese ganze Malerei, und nur durch sorgfältiges Abblättern der neuen Kalkdecke hatte durch Herrn Professor Breisig eine Anzahl derselben entblößt werden und zum Abzeichnen gelangen können. Diese Bilder sind für die Malerkunst des Ordens, in dessen frühere Zeit sie gehören, nicht ohne Werth, so daß auf jeden Fall ein Theil dieser Bilder, sie mögen nun jetzt so roh und ungeschickt, wie sie wollen, erscheinen, zu reinigen und zu erhalten ist, indem in ihnen der klarste und sicherste Beweis liegt, wie zu der Zeit des Ordens im Lande selbst gemalt worden ist. Ueber den niedrig stehenden Bildern und Bogen war theils zierliches Spitzbogenwerk, theils auch ein blau und rother Teppich in Falten hangend, gemalt.

Das Altarende der Kirche ist dreiseitig geschlossen, das mittelfte Fenster vermauert (weil vor ihm außen das mächtige Marienbild steht). Auffallend ist es, daß die Fenster, welche offen sind, nicht in die Mitte ihrer Kappen und Böllbogen fallen, sondern darin schief, mehr gegen die eine Seite zu, stehen, wobei der Entzweck mir nicht erklärlich ist; denn, wenn ich auch in den Chorumgängen des Magdeburger Doms diese Verschiebung mir erklären zu können glaubte,*) so fand doch der dortige Bewegungsgrund hier nicht statt.

Der zierlichste Theil der Ausschmückung der Kirche ist gegen Abend, wo eine Empore sich findet, auf der jetzt eine kleine Orgel steht; in der Ritterzeit hatte sie vermuthlich einen andern Zweck. Diese Empore, zehn Fuß vom Boden entfernt, nimmt die ganze Breite der Kirche ein und ist mit dem zierlichsten Spitzbogenwerke von Kalkstein, über dem wieder ge-

*) Reise durch einige Mönster und Kirchen des nördlichen Deutschlands. (Leipzig, 1819.) S. 148.

radlinigte verzierte Schenkel stehen, die mit einem geraden Stabe oben lang aus verbunden sind, geschmückt. Das Ganze bildet oben eine völlig durchbrochene Fläche altdeutschen Steinwerks; es sind auf jeder Seite der Orgel fünf solche Bogen und Spizen darüber, von denen, je zwei und zwei, Fricke (Taf. XVI. 2) eine Abbildung gab. In der Mitte tritt ein Vorbau heraus, der vorne auf zwei kurzen aber schlanken sechs und einen halben Fuß hohen Kalksteinsäulen ruht, deren Kopfgesimse überaus zierlich gearbeitet sind; denn der aus ihnen gearbeitete Schmuck, auf der einen sich kreuzende Perlenschnüre, auf der andern Blumen, liegt gleichsam, da er weit ausgehöhlt ist, nur auf den sonst glatten Kopfgesimsen, wie zart daran geheftet, auf. In Professor Breisig's Zeichnungen, welche in großem Maßstabe sind, tritt diese Zierrath in ihrer ganzen Zartheit und Reinheit hervor, bei Fricke dagegen (Taf. XVI. 37. 38) ist sie nicht so klar, da die Abbildungen zu klein sind. Diese Säulen tragen Spitzbogengewölbe über sich, auf denen ein offener, sechseckiger kleiner Vorsprung, wie bereits bemerkt, steht, der jetzt die Orgel trägt. Die Vorderseite der ganzen Empore war einst bemalt, wie alle Flächen über den Chorstühlen. Das Ganze zeigt, wie bereits erwähnt, Fricke (Taf. XVI. 2), ohne Bemerkung der Orgel, in seiner Reinheit und zierlichen Zusammensetzung. Man nennt dies den Stuhl des Hochmeisters, und wohl mag er hierunter in dem Kranze seiner Ritter bei dem Gottesdienste, dem Hochaltar gegenüber, gesessen haben. An dieser ganzen Empore geht, ungefähr da wo der Fußboden der Empore ist, ein zierlicher Simmsstab entlang, den man bei Fricke ziemlich deutlich sieht, mit Weinlaub, Neben und solchen Früchten geziert, wie sie die Vorhalle des Doms zu Breslau an der einen kurzen Säule zeigt, den Früchten ähnlich, welche das Heidenthum auf die Thyrusstäbe steckte. Darunter sind die Spitzbogen auf voller Wand, die inwendig Zierspizen haben, und unter diesen standen wieder Gemälde.

Auf dem Hochaltar findet sich ein sehr merkwürdiges Marienbild. Einst war es ein wunderthätiges und stand auf der nun gänzlich abgerissenen Thorkapelle, am Thore gegen Marienwerder, deren Stelle nur noch der unermüdlich thätige Orts- und Geschichts-Forscher Marienburgs, der in so vieler Hinsicht wackere Prediger, Herr Häbler, anzugeben weiß. Durch die Schweden verlor es im dreißigjährigen Kriege den äußern Glanz, die Stelle und die heilige Kraft, steht aber nun, durch einen Admiralitäts-Sekretär gegen das Ende des siebenzehnten Jahrhunderts wieder hergestellt, wie eine neue Inschrift darauf besagt, an seiner jetzigen Stelle. Man sieht auf ihm die Jungfrau Maria, mit dem Christkinde auf dem Schoß, in goldenen Strahlen sitzend. Der blaue Hintergrund ist mit goldenen Sternen geziert; doch ist alles schon in anderer und späterer Art und Weise, als sonst die goldigen Hintergründe in altitalischen und altdeutschen Bildern gehalten sind. Das Unterkleid der Madonna ist roth, oben um den Hals mit einer Goldspange eingefast; die Haare wallen lang nieder, auf dem Haupte trägt sie eine Krone. Wenn auch das Gesicht der Maria, und überhaupt der Kopf, etwas zu voll und groß, so ist doch ein hoher Liebreiz darauf ruhend, welcher das Bild erfreulich und angenehm macht. Klar ist es aber auch, daß dies Bild von keinem deutschen Meister entworfen ist, sondern alle Züge und seine ganze Haltung weisen auf einen alten Italischen Künstler hin. Das Christkind sitzt der Maria auf dem

Schoß; sie hat den rechten Arm um das Kind geschlagen, der linke hält vorne die kleinen Beine. Das Kind ist in einem weißen Kleide oder vielmehr Hemdchen, das vorne um den Hals eine schwarze Einfassung hat. Außerdem scheint es noch in einen Schleier gehüllt, dessen rothstreifig verzierte Kante über die Hand der Maria geschlagen ist. Das Kind hat einen Heiligenschein um den Kopf, und eine Weltkugel in den Händen, welche ebenfalls ein Heiligenschein umgiebt. Das Gesicht des Kindes hat lange nicht das Edle und Schöne der Mutter, es liegt, besonders in der Nase, viel Gewöhnliches, und es ist daher ein doppelter Fall wahrscheinlich: entweder war das Christkind Bildnis eines wirklichen Kindes (auch die Mutter könnte wohl Bildnis sein) oder es ward bei der Ausbesserung, welche im Schlus des siebenzehnten Jahrhunderts erfolgte, beträchtlich übermalt, wovon sich indessen keine sichern und unumstößlichen Spuren entdecken lassen. Der Untersuchung des Herrn Professor Breisig zufolge soll es mit Oelfarben gemalt sein, welches auch eine auffallende Erscheinung ist, und wohl zu der Vermuthung führen könnte, daß die Uebermalung beträchtlicher sei, als auf dem ersten Anblick zu vermuthen steht. Genaue und sehr sorgfältige Untersuchungen, mit größter Schonung des Bildes, möchten nicht unwichtig sein und verdienten wohl angestellt zu werden.

Unten an der Mauer in der Altargegend, unter den Fenstern herum, bilden Spitzbogen, auf Stäben stehend, ein scheinbar durchbrochenes Werk, welches zum Theil noch ganz vorhanden ist, zum Theil aber durch die schlechten, neu eingestrichen, widersinnig aufgeputzten, die ganze Kirche entstellenden jesuitischen Altäre unterbrochen wird, oder auch deshalb, um diese an der Wand zu befestigen, ganz zerstört ward. Zu einer würdigen Besserung der Kirche gehört durchaus, daß diese Altäre daraus verschwinden, das alte Stabwerk wieder erneuert wird, und die etwa auf diesen Altären gestifteten Messen auf den Hauptaltar oder einige anders und ohne die Auszierung der Kirche widerlich unterbrechende Altäre übertragen werden. In einer Höhe von 13 Fuß en läuft um die Kirche ein kleines Gesimms, und über diesem fangen erst die Fenster an. In den Fenstern zeigen sich einzelne, sehr verlegte Spuren von Glasmalereien, die wohl andern, vollständigen Glasgemälden werden weichen müssen, da sie meist aus undeutlichen Bruchstücken bestehen.

Die eiserne Handhabe an der Pforte, gegen das neue, gegen Mittag dabei stehende, Gebäude der Geistlichen, welche Thür sich dicht bei dem Altare in die Kirche öffnet, ist von einer zierlichen Arbeit und war mit rothem Tuche einst unterfüttert, welches durch die altdeutschen Zierrathen durchschimmerte. Auch dieser Knopf verdient eine Abbildung unter den Alterthümern der Marienburg.

Unter dieser Oberkirche findet sich eine andere, deren Fußboden mit dem äußern Boden um die Kirche und das Schloß in einer gleichen Höhe liegt: dies ist die Annenkapelle. Sie entstand, als Dietrich von Aldenburg die Kirche verlängerte und die Schlußmauern derselben gegen Morgen über die alte Wallmauer hinaus und zum Theil darauf setzte. Sie ist, wie die obere, dreiseitig geschlossen, aber weit kürzer als jene, indem sie nur so lang wie der Neubau ist, nur 55 Fuß lang, auch wegen größerer Dicke der Mauern schmaler, bloß 28 Fuß breit, die Höhe derselben beträgt nur 17 Fuß. Die mittlere Seite des Schlusses

ist weiter hinaus gerückt, dadurch treten die beiden andern mehr in die Kirche hinein, das Ganze erhält Aehnlichkeit mit einer Vorlage, und es entstand so auf einer jeden Seite eine kleine Nebenkammer, zu welcher eine Thür im Spitzbogen führt; die auf der linken Seite ist vermauert, die auf der rechten ist offen.

Der so scheinbar vorlagenartige Schluß, worin der Altar steht, ist zusammengesetzt gewölbt, im Spitzbogen, mit fünf Schlußsteinen, von denen der mittelfte mit dem Lamme, welches die Siegesfahne trägt, geziert ist, die andern vier aber die Zeichen der vier Evangelisten enthalten. Der übrige Theil der Kapelle ist auch zusammengesetzt gewölbt, aber nicht im Spitzbogen, sondern, wie auch die Abbildung bei Frick (Taf. XVI. 1) zeigt, im Halbkreisbogen, eine auffallende Zusammensetzung, um so mehr, da die beiden gleich zu betrachtenden schönen Thüren, so wie die Fenster, im Spitzbogen sind. Die einzige Erklärungsart dieser Abweichung scheint zu sein, daß Rücksichten auf den alten Bau bei diesem Neubau mit einspielten.

Der Hauptschlußstein ist das Bild der sitzenden heiligen Anna, mit der Maria auf ihrem Schoße, die wieder das Christkind vor sich auf ihren Armen hält, eine im Mittelalter nicht seltene Zusammenstellung dieser drei heiligen Personen, aus drei Menschenaltern. *) Hierum sind sechs andere Schilde mit verschiedenen Wappen, die wahrscheinlich alle erst in Pohnischer Zeit ihre Entstehung fanden; das eine dieser Schlußschilde ist sogar nur von Holz. Im nächsten Gewölbeschlage ist in der Mitte als Schlußstein ein Christuskopf und rund um sind wieder die Zeichen der vier Evangelisten auf eben solchen Schlußsteinen. In dem letzten Gewölbeschlage (der bis zur jetzigen Wiederherstellung als Durchgang gebraucht ward) ist der mittelfte Schlußstein abgefallen und die andern sind so verlegt, daß man nur noch auf einem, so zerhackt wie er ist, das Ordenswappen, mit der Lilie und dem schwarzen Adler in der Mitte, erkennen kann.

Die Rippen, welche stark hervorragen, stehen in Etwas über Mannshöhe auf steinernen Kragsteinen, die alle sehr zierlich gearbeitet sind, obgleich meist verlegt, theils bloße Verzierungen, theils aber auch Traggestalten enthaltend. Frick lieferte Abbildungen davon Tafel XVI. 3 — 9.

In der Gruft und Erde dieser Kapelle ruhten einst die Hochmeister; ihre Gebeine mußten aber später weichen, damit die Särge Pohnischer Starosten und der Jesuiten ihre Stelle einnahmen. So mag sich denn wohl kein Rest der wackern Ritter dort finden; denn von den Starosten und Jesuiten haben sich Särge und Leichname noch gefunden, aber von den Hochmeistern ist bis jetzt keine Spur zu entdecken gewesen. Vor und unter dem Altar ist eine kleine Gruft und in dieser ist ein ungefähr zwanzig Fuß tiefes, unregelmäßig in Steine und Boden mit Mühe gehacktes Loch, bald enger, bald weiter; einzelne Knochenreste fanden sich in ihm. Ueber die Bestimmung dieses Brunnens herrscht Ungewisheit; ich vermuthe, daß man schon zur Zeit Dietrichs von Aldenburg versuchen wollte, unten ein tiefes und

*) Ueber diese im 14. bis 16. Jahrhundert häufig erscheinende Vorstellung sprach ich schon in meiner bereits angeführten Kirchen-Reise, S. 241.

geräumiges Gewölbe zu hauen, aber man verzweifelte bald an der Ausführung, da man die große Mühe sah, welche schon dieser Schacht allein machte, die man indessen doch wohl nicht gescheut haben würde, wenn man nicht auch vielleicht fürchtete, daß eine weitere Arbeit der Festigkeit des Gebäudes Eintrag thun mögte. Die Sage von einem eisernen Gitter, auf welches die Leichname der Ritter gelegt wurden, vermoderten und niederfielen, ist ganz grundlos, wie viele andere über die unterirdischen Gemächer der Burg. Wie dieser Schacht mit der darüber befindlichen Gruft und mit der Kapelle in Verbindung steht, zeigt Fricks Durchschnitt dieses Theils der Kirche, Taf. XVI. 1.

Drei Grabsteine haben sich in dieser Unterkirche erhalten; mehrer mögen da gewesen sein, aber die Zeit der Pohlen und Jesuiten brachte gewis viele Steine in Unordnung und ganz weg, wie denn z. B. der Stein Heinrichs von Plauen zerbrochen ist, und das eine kleine Stück fern von dem andern großen liegt. Der größte vor dem Altar ist auch der älteste, und eigentlich als bewegliche Gruftdecke zu betrachten. Seine Inschrift lautet: † Do. Unser jar. was. M. Dri. C. XLI. gar. do. starb. d. meist. sinerich. von. Aldenburge. bruder. Diterich. hie. legen. die. meistere. begraben. der. von. Aldenburgh. hat. angehaben. Die Mischung von Römischer und ausgeschriebener Zahl ist zu bemerken, aber solche wunderliche Zahlenverbindungen kommen hier bisweilen vor und sind beweisend für andere in Deutschland, deren Dasein man hat bezweifeln wollen, und mit Recht, ehe andere dafür sprechende Zeugnisse gesammelt *) worden. Nicht weit von diesem Steine liegt ein anderer, der die eingegrabene Gestalt eines Ritters zeigt, über dessen Haupt auch Buchstaben standen, außer der Umschrift des ganzen Steines. Jene sind gar nicht mehr zu lesen, diese ließen sich aller angewendeten Mühe und Aufmerksamkeit ungeachtet nicht ganz entziffern, und leider im Namen am wenigsten. Oben steht: lichen; zur Seite rechts: w slovf links: ward begraben. Alles anderer möge ein anderer glücklicherer Leser oder vielmehr Errather, ergänzen und lösen. Der dritte Grabstein liegt vor diesem: In. der. Jar. czal. xpi. MCCCC.XXIX. do. starp. der. ewa bruder. Heinrich. van. plaven.

Die größte Zierlichkeit in dieser Kapelle herrschte einst an den zwei Thürhallen gegen Mitternacht und Mittag, beide einander gegenüber liegend und einen Durchgang durch die Kapelle gewährend, aber auch zusammen mehr oder weniger verlegt, und dennoch fand Friek schon die mittägliche so würdig, sie unter seine Darstellungen des Schlosses Marienburg mit zu stellen, wo sie sich Tafel VIII findet, und zur Zierde des Werkes gereicht.

Die Dicke der Mauer machte, daß die Thür eine Art Vorhalle erhielt, die gegen innen durch

*) Die Forscher alter Schrift mögen auf die auffallende Mischung der beiden eben bemerkten Zahlarten aufmerksam sein. Man denke auch dabei an das Eßlner Dombild, wo freilich die Verbindung anders. Aber sollte nicht das, was man dort für ein O liest, ein C sein? Eine ähnliche Mischung Römischer und sogar Arabischer Zahl fand ich noch außerdem in Preußen, an dem alten Altare, welcher jetzt in der Kirche zu Lochnitz steht, wo die Jahrzahl so verzeichnet ist M^o. CCCCC. 2^o. Also neben den Römischen Zahlen die alte Arabische 2, das ist 4.

durch die Kirchthür, von außen durch eine andere, die nur noch Haspen andeuten, verschlossen ward. Vorne ist bloßes Stabwerk von Stein und Stuck, mit Blumen oben am Kopfgesimms, und unten mit verzierten, gegliederten Füßen. (Siehe diese Verzierungen bei Fric Taf. XVI.; 14. 15. die Kopfgesimms mit einem Theil der Wandfläche, und 16 die Füße). Darüber ist in dem Bogenabschnitt ein Hochbild, der Tod der Maria. Die heilige Jungfrau, deren Gesicht nicht mehr recht erkennbar und in seiner Zerstörung wenig jungfräulich und weiblich aussieht, liegt auf einem Ruhebette, die zwölf Apostel umstehen sie, und Johannes reicht ihr das ziemlich stab- und fackel-artige Glaubenslicht. *) Oben erscheint Christus, die Seele der Maria als ein kleines Kind auf dem Arme haltend. Diese Darstellung ist uralt **); sie ist als eine von denen zu betrachten, die aus den frühesten christlichen Ansichten, als die Künste sich wieder entwickelten, noch in die spätern Zeiten übertragen wurde; sie ging durch das Neugriechische hindurch und festete sich darin, und schreitet durch eine lange Reihe von Gemälden alter Zeit. Albrecht Dürer und Andere behielten die Heiligensage bei, daß durch den Ruf Gottes sich die Zwölfboten aus den verschiedensten und entferntesten Ländern in größter und wunderfamster Eil um das Sterbelager der heiligen Jungfrau versammelten; aber die gar zu menschlich gehaltene Darstellung, die Seele als ein kleines Kind abzubilden, verließen die Hauptmeister der alten deutschen Kunst, und bemühten sich, in die ganze große Versammlung Einklang, Wohlgefälliges und Anmuth zu legen, wozu man bei den frühern Darstellungen nur zu oft sieht, wie sehr die Künstler in Verlegenheit waren, diese Menge bärtiger Männer nicht etwa zweckmäßig und wohl zusammengereiht, sondern überhaupt nur anzubringen, höchstens so, daß eine gleichartige Massenvertheilung auf jeder Seite war. Dieses Bildwerk, entworfen nach dem frühesten Gedankengange der christlichen Kunstwelt, spricht auch für die frühe Entstehung desselben, indem es als Nachahmung eines weit ältern Vorbildes erscheint, worin sich, außer dem Benutzen des alten Vorbildes, nichts Neugriechisches in der Ausführung zeigt.

Auf der entgegengesetzten Seite, welche eine gleiche Einrichtung hat, sieht man in derselben Bogenhöhe die Anbetung der heiligen drei Könige. Ueber der Thüre, in dem Felde zwischen Thürsturz und Bogen, ist ebenfalls ein Hochbild, vorstellend die Krönung der heiligen Jungfrau, mit vielen Engeln umher, welche Lauten und Geigen spielen. Darunter finden wir dieselbe Vorstellung, welche wir schon oben an der goldenen Pforte fanden: links die klugen Jungfrauen mit ihren Gefäßen, deren Oeffnung nach oben gekehrt ist, und denen Petrus das Himmelsthor öffnet; rechts die thörichten, welche die Gefäße verkehrt tragen und welche der Teufel dem Höllenrachen zu zieht. ***) Um den äußern Schmuckbogen liegen

*) Wie bei dem Tode der Maria auf Albrecht Dürer's trefflichem Holzschnitt.

**) Auf einem sehr alten tragbaren Altare in der Breslauer Gemäldesammlung findet sie sich so, daß Christus mit der Seele der Maria auf dem Arme neben ihrem Lager steht. In einer alten handschriftlichen Legende der heiligen Hedwig, mit Federzeichnungen, halten Engel ein Tuch, aus dem die Seelen der verstorbenen Christen, sehr jugendliche Leiber, betend gen Himmel sehen.

***) Links und rechts, bemerke ich hier, nehme ich immer an, wie es dem davor stehenden Beschauer erscheint, und man wundere sich daher nicht, daß die Thörichten rechts, die Klugen links

viele Blätter, und in diese sind Marrenköpfe, Thiere der Einbildungskraft und andere Künstler schnurren vertheilt, die wir schon oben, bei der goldnen Pforte, kennen lernten.

Die gegenüber befindliche Thüre hat im Ganzen dieselbe Einrichtung. Die Darstellung in der Mitte, über der Thüre, besteht aus drei Abtheilungen über einander, die ich indessen weder zu beschreiben, noch viel weniger zu deuten vermag, und die bloß durch eine Zeichnung ver sinnlicht werden können, aus der vielleicht ein Anderer den richtigen Sinn entwickelt. — Zwar stellte sie Frick, Taf. VIII, dar, aber da er sie bloß in malerischer Hinsicht auffaßte und diese Darstellung selbst sehr dunkel und nebelhaft hielt, so werden uns erst Professor Breisig's aufgenommene Zeichnungen darüber belehren können. — Der um diesen Hochbildern aufsteigende Bogen besteht bloß aus darauf gelegten Blättern. Auf der Seitenfläche stehen auf jeder Seite unten zwei Heilige an der Wand lang auf, mit Spruchbändern in den Händen, groß, aber sehr verlegt und von roher Arbeit. Einer derselben ist deutlich Paulus, wie auch die Bildtafel VIII. bei Frick zeigt. Darüber ist links Christus, zum Weltgericht sitzend; zwei Engel halten seine Marterwerkzeuge, an seinem Throne kniet rechts eine betende Frau, wohl Maria, links ein betender Mann, der dann Johannes der Täufer sein würde. *) Darunter sieht man den Engel des Gerichts, der mit dem Schwerte, links von Christus, die nackten Seelen in den Rachen der Hölle treibt; wogegen rechts von Christus, Petrus den mit Gewändern bekleideten Seligen das Thor des Himmels öffnet. **) Auf der rechten Seite über jenen großen Heiligen ist die Himmelfahrt: Christus mit der Siegesfahne steigt empor und hat den Fuß auf einen Engel gestellt, unten kniet Maria und noch eine heilige Frau, wahrscheinlich Maria Magdalena, zu jeder Seite sind sechs der Zwölfboten. Durch die wenig dauerhafte Masse, woraus diese Hochbilder gemacht, Stück, haben sie das Ansehen größerer Zerstörung erhalten und erscheinen auch weniger gefällig.

Wie könnte ich nun die Kirche verlassen, ohne von dem Wichtigsten und Größten, was an ihr ist, zu sprechen. Es ist dies das übergroße Muttergottesbild, eine Arbeit, die ihresgleichen vergeblich in ganz Europa, so viel bekannt, sucht; ein Bild, das auf weite Entfernung berechnet, einst in den Strahlen der Morgensonne, als noch Alles neu und glänzend an ihm war, weit in das Land hinein schimmern mußte; ein Unternehmen, das in seiner mächtigen Größe an die Kolosse des Alterthums erinnert und das man nur dann gehörig zu würdigen verstehen lernen kann, wenn man es ganz in der Nähe betrachtet, wenn man

stehen; dreht man sich um, und sieht vom Standpunkte der in der Herrlichkeit schwebenden Maria aus, so erscheint alles in richtiger Stellung.

*) Auch dies ist eine altchristliche Vorstellung, die in neue Zeit übergeht und sich noch auf dem Danziger Bilde, ja sogar bei Albrecht Dürer's Dreieinigkeit in Wien findet, welche durch die trefflichen Umrisse in Steindruck von Julie Mihes bekannter geworden ist.

**) Ebenfalls eine altchristliche Auffassung, auch noch in van Eycks unübertrefflich herrlichem jüngsten Gericht anzutreffen, wo die nackten Seelen in die Hölle gestürzt werden, die Seligen aber, ehe sie ins Himmels Thor eingeht, Bekleidung erhalten.

sich nicht scheut, die schwindelnde Höhe hinan zu klettern,*), um die einzelnen Theile zu erwägen, um zu sehen, mit welcher Geschicklichkeit der innere Kern angelegt war, damit alles oben darauf in künstlichen Glasstücken ausgedrückt werde, was die doppelt erscheinende Bekleidung und der Gewänderschmuck erforderte, bei welchen man doch den großen Faltenswurf deutlich erkennen sollte.

Betrachtet man das Ganze, so scheint es wohl klar, daß diese ungeheure Stückmasse, aus welcher der Kern des Bildes gemacht worden und die tief in die Mauer der Kirche hineingeht, nicht, wie man wohl angenommen, in Italien gefertigt worden sein kann, wenn man zwar gleich Beispiele hat, daß solche Massen, und noch größere, auf weiten Wegen verführt worden sind; aber wenn wir den Prachtüberzug der eingelegten Steine anschauen, muß es uns auch klar werden, daß dieser nicht anders als an Ort und Stelle, als der Kern des Bildes bereits aufgerichtet stand, ausgeführt sein kann, daß dieser nicht von einer ungeübten groben Arbeiterhand gemacht werden konnte, daß es vielmehr ein Künstler sein mußte, der diese Bekleidung der Glasstifte in den auf den festen Stück getragenen nassen und weichen Stück drückte. Und wenn also diese Arbeit von einem Künstler herrühren mußte, so ist nicht einzusehen, warum er nicht auch den innern Stück-Kern formen konnte, und warum man das Werk als Arbeit zweier Künstler — denn als Künstler sind Beide zu betrachten — annehmen sollte. Daß die Ritter die Kenntniß der eingelegten Schildeereien aus Italien und besonders aus Venedig mitbrachten, daß sie von dorthier auch die Steine und Gläser nahmen, ist gewis; denn einmal finden wir in Deutschland weiter kein einziges solches Bild jetzt mehr, wenn auch alte dunkle Nachrichten auf das Dasein ähnlicher Werke in Oesterreich, Baiern und andern südlichen Ländern hinzudeuten scheinen; anderer Seits stand aber auch diese ganze Fertigkeit derjenigen Kunst, welche sich in Deutschland aus Ueberlieferung des Alterthums, gemischt mit heimischen Ansichten, gebildet hatte, fern ab; sie war eine rein aus dem Alterthume in die mittlere Zeit übergetragene Künstlichkeit. Solche Arbeit machten wahrscheinlich die *Operaarii Graeci*, die wir in den ältesten Zeiten der Kunstgeschichte Deutschlands — aus der uns meist nichts als dunkle Nachrichten und durch den Lauf der Zeit entstellte Werke übrig blieben — erwähnt finden, und diese waren es denn auch wahrscheinlich, welche mehre Jahrhunderte früher mit ähnlichen Glasstücken die Kuppel von Karl des Großen prächtiger Marienkirche überwölbten. Läßt sich nun auch in Italien dergleichen ähnliches Bildwerk vielfach nachweisen, so ist diesem Bilde Gleiches doch nirgends.**)

Alle die eingelegten Bilder, welche bis auf uns gekommen oder in neuern Zeiten, seit Wiedererweckung der Kunst, in Römischer oder Florenz-

*) Während meiner Anwesenheit 1820 war mir das Hinaufklettern auf den dazu erbauten Gerüsten möglich; wünschenswerth ist es aber, daß in der Folge aus der Annenkapelle ein Ausgang gebildet werde, mit leichtem Eisengegitter, um zu der Bildsäule näher und ohne Besorgnis gelangen zu können, denn ein so einzig dastehendes Kunstwerk verdient auf jede Weise die möglichst nahe Besichtigung.

**) Auch Hr. Hofrath Hirt, in seiner umsichtigen und gelehrten Abhandlung: über die Mosaikarten der Alten (Sammlung der deutschen Abhandlungen der Berliner Akademie der Wissenschaften aus den Jahren 1801 und 1802. Berlin 1805. S. 147.) weiß von keiner solchen Mosaik in neuern Zeiten; aus dem Alterthum blieb uns ebenfalls nur ein Stück übrig.

tinischer Mosaik gebildet wurden, sind nemlich völlige Gemälde; das Bild, statt mit Farben auf die Fläche getragen, ist aus gefärbten Bestandtheilen, Glasstiften, die in einer Fläche stehen, gebildet; diese gefärbten Glasstücke vertreten die Stelle der einzelnen Farben, eine Art und Weise, die zu bekannt ist, um noch ein Wort darüber zu sagen. Ganz anders ist unser Marienbild; der Grund selbst ist schon hochbildartig gearbeitet und auf diesem tritt nun die Gestalt als eine Bildsäule, mehr als in halber Dicke, aus dem Grunde heraus; es ist kein Gemälde mehr, es ist eine Bildsäule, deren Rücken nur nicht frei ausgearbeitet ist, von der aber einzelne Theile völlig abgesondert vortreten (ein Relief). Noch eine eingelegte Schilderei in Preußen, über der Eingangsthür der Kirche zu Marienwerder, ist ein Bild in der gewöhnlichen gemäldeartigen Mosaik, und scheint beinahe, in seiner nicht sehr gefälligen Rohheit, aus dem Abhub der zu Marienburg übrig gebliebenen bunten Steine des großen Marienbildes zusammengesetzt worden zu sein.

Die Steine selbst sind meist Glas und zwar ist der größte Theil von einem dunkelrothen undurchsichtigen Glasfluß. Die Größe der Stücke ist, so wie ihre Gestalt, durchaus verschieden, vom halben Zoll und darüber im Viereck, bis zum Viertel-Zolle; aber auch dreieckige Stücke und andere von unregelmäßiger Seitenzahl und Gestalt werden angetroffen. Ein Theil derselben blieb ganz roth, ein anderer Theil aber, und nicht der geringste, ward vergoldet, und zwar so, daß auf diesen rothen Glasfluß, der meist nach unten eine abgestufte, kegelförmige Gestalt hat (wenigstens sind die Stückchen gegen unten schmaler) oben ein Goldblättchen gelegt wurde, und über dieses Goldblatt ward eine weiße Glasplatte aufgeschmolzt, durch welche das Gold glänzend und hell durchscheint, nichts von seiner rothen Grundlage verrathend. Der rothe Glasfluß, das Gold und die weiße Glasplatte sind so eng und innig mit einander verbunden, daß ihre Trennung gar nicht möglich ist, alle drei sind für ewig und unscheidbar, bis zur etwanigen gänzlichen Zerpulverung, in einander verschmolzen. Außerdem kommt noch ein blauer Glasfluß vor, der aber aus einer schlechtern Masse besteht, indem diese Stücke am meisten verwittert sind und Ausbühlungen bekamen, die wie kleine Blasen aussehen; welche sich geöffnet haben und abgesprungen sind. Dann findet man auch noch die schwarze, weiße und blasrothe Farbe. Die Stücke welche zu diesen Farben genommen sind, können kein Glas sein, sondern müssen, wie auch ihre ganze Gestalt zeigt, von anderer Masse gefertigt sein, indem sie am Stahl Feuer geben; eine eigentliche Steinmasse sind sie indessen nicht, sondern auch künstlich verfertigt und dem edlen Steingut entsprechend. Alle diese Farben sind nun auf die geschickteste und sorgfältigste Art, und jede da, wohin sie gebührt, vertheilt.

Das Bild stellt bekanntlich die Mutter Gottes dar, mit dem Christuskinde auf dem linken Arme, in der rechten Hand ein Szepter haltend. Die Höhe der Maria beträgt 25, die Größe des sitzenden Christkinds 6 Fuß; ein großer Mann reicht der Maria kaum bis an die Knie, ihre einzelnen Theile sind alle übergroß, ungeheuer und auf eine sehr weite Entfernung berechnet, daß man das Sinnbild des Ordens beim Strahle der Morgensonne weit über die Lande leuchten sähe, dräuernd den Heiden, ein heller ermutigender und beruhigender Strahl den Christen. Das Unterkleid der Maria ist Gold, darüber hat sie einen

großen, weit umwallenden Mantel, roth, mit goldenen Vögeln und Blumen geziert, die Stickerei eines wirklichen Gewandes nachahmend. Das Unterfutter des Mantels ist blau, und die Falten desselben sind, trotz der ungeheuern Größe des Bildes, mit Geschicklichkeit und zierlich gelegt. Gleich beim ersten Blicke müssen aber dem, der manch altes Gemälde oder Bildwerk sah, die Falten, wie deren Legung, bekannt vorkommen. Und so ist es auch, sie sind treue Uebernahme aus alten Bildwerken der frühesten christlichen Zeit, welche sich wieder auf Musterwerke des Alterthums bezogen, wenigstens auf musterhaftere, als der Verfall der Kunst und die erste christliche Kunstentwicklung aufzeigen konnten; sie wurden den nicht mehr nach der Natur arbeitenden Künstlern stehendes Vorbild. Dies ist, was uns oft an den Bildern der dunkelsten Kunstzeit auffällt und ihnen den Schimmer einer größern Fertigkeit giebt, als sie eigentlich in sich tragen: das beinahe ganz unbewußt übernommene Erbtheil eines kunstreichern Zeitraums.

Die rechte Hand der Maria tritt ganz heraus, sie ruht auf der Hüfte und an ihr ist das Zepter befestigt. Diese Hand ist zwei Fuß lang, und war mit fleischfarbenen und weißlichen Mosaiksteinen ausgelegt (die jetzt zumeist ausgefallen sind und den Stuck des Kernes zeigen), die Nägel sind schwarz begränzt und dadurch ist eine bestimmte Absezung derselben vom übrigen Theile des Fingers bewirkt. Hier erscheinen zuerst jene oben bemerkten weißen Stücke, die eine Art Porzellan sind. Der Brustlatz der Maria ist ganz golden, der Schleier wieder weiß, und geht unter der Krone über den Kopf, liegt aber auf der Brust unter dem Kinne wulstig. Das Gesicht wird durch ein röthelndes Porzellan gebildet, die Wangen und Lippen sind blasröthlich, doch dunkler und bestimmter farbig, als die übrigen Theile des Gesichts. Die Größe des Mundes mag wohl dreiviertel Fuß betragen; das ganze Gesicht mißt aber gewis, von der Scheitel bis zum Kinn, an drei und einen halben Fuß. Die Haare sind golden und braun (diese bräunlichen Steine konnte ich nicht untersuchen) doch nur wenig sichtbar. Die Krone ist hauptsächlich aus goldenen Glasplatten zusammengesetzt, darin sind aber farbige große Steine vertheilt, die Edelsteine der Krone bezeichnend, und unter ihnen steht in der Mitte ein bedeutender Kieselstein, der freilich in solcher Entfernung nicht mehr für das zu erkennen, was er ist.

Das Christkind sitzt der Maria auf dem linken Arme, es hat ein rothes Kleid an, auch mit goldiger Stickerei verziert. In der linken Hand hält das Kind einen Apfel, die rechte Hand, die dem Augenmaße nach auf einen Fuß zu schätzen, hat es auf die Brust seiner Mutter gelegt. Das Zepter, welches Maria in ihrer rechten Hand trägt, muß früher anders befestigt gewesen sein, wie ein alter Haken noch zeigt, und überhaupt ist das Zepter von späterer Arbeit, da eine der neuern Zeit nahe stehende Ausbesserung oder vielmehr Verschmierung, ohne Wiedereinsetzung der Steine an mehren Stellen, besonders am Schleier und unter dem Kinne, nachzuweisen ist. Die Blende, in welcher das Bild steht, aus einem vermauerten Fenster gebildet, ist hinten golden, die Strahlen anzeigend, welche die Göttliche umgeben, die Seiten sind aber himmelblau, mit goldenen Sternen besäet. Die Mauerblende dacht sich unter den Füßen des Bildes zum Regenablauf ab, und dieser Theil war einst mit grünen und gelben Fliesen, gleich dem Fliesenestrich der Säle des Gebäudes, belegt. Nur wenige

Reste haben sich davon erhalten, Stürme, vielleicht auch Belagerungen, zerstörten den Schmuck dieses Abhanges fast ganz. *)

So ist ungefähr das Bild, welches wir als einzig in der Kunstgeschichte betrachten müssen, das jeder Zeit höchst merkwürdig in ihr stehen wird und das durch eine Beschreibung nur schwach versinnlicht wird, nie aber durch eine Zeichnung entsprechend mag dargestellt werden können, indem es immer dem Abbilder durch seine Eigenthümlichkeit entslüpfen muß; denn, wenn man es aus einem zu nahen Standpunkte, nimmt, erscheint es unförmlich und roh; zeichnet man es aus zu großer Entfernung, so wird es nicht seinem Standpunkte, seinem Wesen entsprechend, da es mehr zu einem gewöhnlichen Bilde zusammenschrumpft. Dann ist aber auch einige Rohheit in der Arbeit, welche besonders in der Zeichnung zu leicht stark hervorgehoben wird, in so weit nicht abzuleugnen, daß die Fugen zwischen den Steinen viel zu breit sind und der weiche Einsatzstück dazwischen hervorgequollen ist; obgleich es nicht unwahrscheinlich, daß diese Fugen einst nicht so weit auseinander klappten, sondern eine Verkittung sie deckte, welche vielleicht sogar mit der dahin passenden Farbe bekleidet war. Auch fehlen die meisten Zeichner darin, daß sie, um die Größe des Bildes mehr hervorzuheben, einzelne Theile, besonders den Kopf, zu sehr vergrößern, wodurch es breit und unförmlich wird. Sie vergessen, daß der es verfertigende Künstler die Verhältnisse einer solchen Bildsäule wohl zu beobachten wußte, und daß auch so der Zeichner alles verhältnißmäßig wiedergeben muß, indem das Ungeheure der Größe nur durch Vergleich mit den Umgebungen klar wird. Eine recht gute Abbildung zeigt Frick's Werk, Taf. VII.

Das Mittelschloß.

Wir haben das Hochschloß, den Sitz des Landmeisters von Preußen, betrachtet, wie es war, wie es geworden durch Dieterich von Aldenburg und wie es jetzt noch vor uns steht. Wenige Jahrzehnte nach dem ersten Baue entwickelte sich des übrigen Schlosses neue und prachtvolle Gestalt. Dies geschah schon im Jahre 1309, als der Hochmeister selbst seinen Sitz aus Venedig und Deutschland in die Marienburg verpflanzte. Zu enge ward der Raum für die größere Menge der Ritter, die Pracht und Herrlichkeit des Innern genügte noch nicht für den höchsten Gebietiger des Ordens, und man eilte, neue Prunksäle, neue Gemächer dem Hochmeister und den Rittern zu gründen. Was früherhin Vorburg gewesen, ward nun zum Siege des Hochmeisters erwählt, mächtige Pläne wurden entworfen, ein neues, gegen Mittag und das Hochschloß zu offenes Viereck ward theils zumeist neu gegründet, theils mit Benutzung einiger wenigen Grund- und Seiten-Mauern der wirthschaftlichen Gebäude in der bisherigen Vorburg, ausgeführt, und über den ehemaligen äußern Graben hinaus ward die nunmehrige Vorburg gelegt, mit neuer Befestigung und durch neue Warten

*) Da die Verletzungen des Bildes und seiner Umgebungen nur Einzelheiten betreffen, so ist die Ausbesserung desselben zwar schwierig, aber nicht unmöglich und noch weniger ist eine Entstellung zu fürchten, welche an solche, nicht mit Sorgfalt gemachte Verbesserungen, sich nur zu leicht schließt. Dafür bürgt die große Sorgfalt, welche allenthalben in Marienburg angewendet wird.

geschlossen. Wenig prunkvoll zumeist erscheint von außen dieser neue Bau, Alles zeigt nur gediegene Festigkeit. Die theilweise Benutzung alter Mauern wurde, wie bereits bemerkt, nicht verschmäht und man scheute selbst die dadurch entstehende Unregelmäßigkeit der eigentlichen Hauptseite nicht, nur das kühn emporstrebende, ganz neue Gebäude an der Ecke gegen die Rogat, wo des Meisters erhabenes großes Kempter den Schluß aller Zimmer machen sollte, stieg von Grund aus neu, gediegen und fest empor, so wie das Gebäude, worin das prachtvolle und herrliche Sammlungs-Kempter *) sich befindet. Doch auch diese beiden Gebäude konnten die äußere Verzierung altdeutscher Spitzen und Bogen und Stäbe entbehren, da nur in ihrem Innern sich die höchste Bauzierlichkeit entwickeln sollte; Wehrhaftigkeit stand auch hier oben an und bedingte alles: ja selbst den einfachen Schmuck der Steinbänder, mit Blumen und Thieren verziert, und den der verglasten Steine, die noch am Hochschlosse zu finden, glaubte man an dem neuen Gebäude weglassen zu dürfen.

Betrachten wir dies Gebäude erst von aussen. Zu mächtiger, kühner Höhe, wenn man von unten hinauf blickt, steigt, an der linken Ecke gegen die Seite der Rogat, das neue Gebäude von der Sohle des Grabens empor, fest gediegen in den Mauern, einst mit Zinnen bekrönt, die ihm im Jahre 1785 genommen wurden, jetzt aber dem Gebäude wieder gegeben werden. Daran schließt sich, gegen den innern Hofraum zu, ein Gebäude, jetzt mit zwei Dächern eingedeckt, **) doch im Innern so genau mit einander verbunden, daß man die jetzige obere äußere Scheidung nicht merkt. Dieser Theil des Gebäudes war, aller Wahrscheinlichkeit nach, Rest der alten Vorburg, welcher bei des neuen Mittelschlusses Erbauung behalten wurde, indem die neue Mauer gegen den Hof auf diese alte Grundmauer gesetzt ward, daher auch die viele Verwirrung. Das Hochgebäude hat weit vortretende Strebe- Pfeiler, welche aber oben unter dem Zinnengange überwölbt und so mit einander verbunden sind, daß sie als Theile des Gebäudes erscheinen. ***) Diese Gewölbe sind oben wieder mit einer länglichten Spalte durchbrochen, welche dazu diente, heißes Wasser, Pech, Del auf die in der Belagerung etwa so nahe Gerüchten und sogar in den trockenen Graben gelangten, nieder zu gießen, eben so, wie wir beim Eingange ins Hochschloß eine solche Oeffnung an

*) Indem ich diese Benennung hier zuerst wage, muß ich mich über den Grund derselben erklären, da sie nicht der Name ist, welcher diesem Saal in der Ritterzeit gegeben ward; damals hieß er das Konvent-Kempter, indem die Gesamtheit der Ritter, welche gleichsam die Besatzung einer Burg ausmachte, Konvent genannt ward. Um das undeutsche Wort zu vermeiden, nahm ich die Benennung, welche in den alten Urkunden des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts für die Konvente der Klöster gebraucht wird, und glaubte dies um so eher thun zu können, da dieser Saal der Ess- und Trinksaal der Ritter, ja gewissermaßen ihr Wohnsaal war, und an fremdartige Versammlungen darf man, nach dieser Erklärung, nicht denken. Sollte daher jemand noch mit dem gewählten Namen nicht einverstanden sein, so bitte ich ihn, durchweg Konvent-Kempter dafür zu lesen und das von mir dafür gewählte Wort als einen Druckfehler anzusehen.

**) Hier hat die Pöhlische Wirthschaft am meisten gewüthet, und es läßt sich nicht mit Gewisheit bestimmen, wie es in der Altzeit war, für die man wohl nur ein Dach vermuthen möchte.

***) Eine Bauart, welche wir auch an Kirchen Preußens finden, z. B. in Marienwerder, wo durch die überwölbten Strebe- Pfeiler gleichsam äußere Hallen vor den Fenstern entstehen.

der Mauer fanden. Vier Geschosse stehen über einander. In dieses Doppelgebäude, welches die beiden Meisters-Kemter und die Zimmer darunter, den Gang zu den Kemtern, des Meisters Wohnung, Kapelle und das große Eckzimmer, welches Meisters-Gemach genannt ward, enthielt, fügt sich, gegen Mitternacht hin, das nur ein Geschos hohe Gebäude, worin das große Sammlungskemter, und hieran schließt sich die zweite und an diese die dritte Seite des offenen Vierecks, wie wir es im Verlauf der Untersuchung näher werden kennen lernen. *) Um Hochgebäude **) finden sich durchweg viereckige Fenster, mit flachen Bogen darüber, eine Bauart, die überhaupt als eigenthümlich und feststehend für alle deutsche Schlösser und Rathhäuser ***) zu betrachten ist, die in der Regel keine Spitzbogenfenster haben, sondern mit geraden Sturzen überlegt sind, über welchen sich dann zuweilen, wie an dem schönen Breslauer Rathhause, geschwungene Bogen oder reine Spitzbogen erheben.

Steigen wir nun von unten auf in dem Prachtgebäude empor, bei welchem man sieht, daß von dem Grundsteine an dem Meister klar vorschwebte, was er ausführen wollte; denn von Grund aus zeigt sich schon die größte Zweckmäßigkeit und was im ersten Augenblicke vielleicht auffallend erscheint, findet oft erst in beträchtlicher Entfernung und Höhe seine Erklärung und Bedeutsamkeit. Durch alle Geschosse des großen Gebäudes zeigt sich meistens dieselbe Einrichtung; Mauer steht auf Mauer, der untere Pfeiler hat in dem höheren Zimmer einen gleichen Steinpfeiler über sich, das Aehnliche wiederholt sich und findet nur im andersgebildeten Gewölbe, im verschieden gezierten Pfeiler seine Aenderung. Es wird am zweckmäßigsten sein, zuvor das große Prachtgebäude, worin des Meisters Wohnung und die beiden Kemter sich befinden, für sich zu betrachten und nachher erst das Sammlungskemter-Gebäude anzuschließen. Auch scheint es zweckmäßig, vom Kellergeschos zu beginnen und so das Gebäude von unten herauf vor dem Leser aufzuführen, um so mehr, da des Gebäudes Pracht auch mit jedem Stockwerke wächst und das höchste Ziel der Kunst des Baues in der Marienburg auch wohl Endpunkt der Beschreibung sein muß.

Das Kellergeschos.

(Hierzu Grundriß I.)

Durch das ganze Hochmeister-Gebäude findet sich zuerst in allen Stockwerken ein Gang von Morgen gegen Abend, an den sich zur linken Seite die andern Gemächer anschließen (A). Gerade aus hat er ein ihn erhellendes Fenster, zur rechten Seite dagegen vier Fenster. Nehmen wir also an, daß wir von ihm aus in alle Gemächer gingen, wie sich denn auch die meisten auf ihn öffnen. Der Gang ist besonders dadurch merkwürdig, daß in ihm, an dem

*) Den Grundriß aller Gebäude lernt man am besten aus unserer Taf. VII. kennen.

**) Was ich hier Hochgebäude genannt habe, ist das hoch aus dem Wallgraben aufstrebende Eckgebäude, dessen Inhalt ich eben angab; ist ja nicht mit dem vorher beschriebenen Hochschloß zu verwechseln.

***) Auch das Rathhaus zu Marienburg hat solche viereckige Fenster mit geradem Sturze und mit einem Kreuzpfosten von Kalkstein, eben so, wie im Erdgeschosse des Mittelschlosses. So das Rathhaus zu Breslau, Ulm u. s. w.

dem vorletzten Fenster, in der dicken Mauer die runde Oeffnung eines Ziehbrunnens (q) niedergeht, der tief in die Erde sich senkt und alle Stockwerke, bis oben zu des Meisters großem Remter hin, mit Trinkwasser und Spülwasser für Becher und andere Speisegeräthe, die aus den benachbarten Eßsälen dahin gebracht wurden, versorgte. Einst, wie so viele unterirdische Theile, verschüttet, ward er im Jahre 1818 aufgeräumt. Reste einer Vorrichtung, wie das Wasser in die Höhe gebracht ward, zeigen sich weder im untern noch im obersten Geschos, und man möchte daher glauben, daß die Eimer nur mit Leinen ohne Kurbel von den Knechten in die Höhe gezogen wurden.

Die Gewölbe dieses Kellergeschosses zeigen gleich eine Eigenthümlichkeit, wenigstens in den meisten und hauptsächlichsten Gemächern, indem sie nemlich aus einem flachen Bogenabschnitte bestehen, weit unter der Größe des Halbkreises. *) Es erscheint dieser Bogen als etwas Eigenthümliches, indem ich mich nur aus wenigen Abbildungen einer ähnlichen Gestalt des Wölbogens erinnere. In der „Sammlung denkwürdiger Bauwerke des Mittelalters in Deutschland“, von Quaglio, befindet sich ein Blatt, Darstellung eines Klosterhofes in Franken, auf dem zwar nicht die eigentlichen Gewölbe so sind, aber doch die Eingänge in die Vorhalle, welche das ganze Blatt zeigt, diesen Bogen haben. Eben so findet er sich in dem Kaufhause zu Mainz, innerhalb über der Thüre, wo er den darunter befindlichen Spitzbogen der Thüre deckt und schützt. **) In Hinsicht der Zeit würde das Mainzer Kaufhaus (1317) dem Marienburger Schlosse entsprechen. Diese einzeln vorkommende Bogen, die sich an manchen andern Thüren und Fenstern noch finden, zeigen den Gebrauch desselben im Mittelalter bei altdeutschen Gebäuden, aber ganze Gewölbe kamen mir noch nirgends, außer in der Marienburg, vor. Im Ganzen entspricht er den flachen Bogen, die sich häufig in der festen Mauer (aber nicht vorspringend, und dann nur sichtbar, wenn die Gebäude von gebrannten Ziegeln ohne Kalkbewurf sind) als Schutzdecken über geradstürzigen Fenstern in alten Gebäuden finden. Die Anwendung desselben zu ganzen Gewölben muß ich noch so lange als etwas der Marienburg Eigenes betrachten, bis Nachrichten oder eigene Anschauung mir auch an andern Orten solche Wölbart nachweisen, was bei der so geringen Aufhellung, welche die Kunstgeschichte des Mittelalters bis jetzt fand, immer noch erst zu erwarten steht. Nehmen wir diese Bogen nun als etwas Eigenthümliches an — indem auch zu bemerken ist, daß das alte Schloß, das Hochschloß, nichts von ihnen in seinen übrig gebliebenen Theilen weiß, sondern nur Spitzbogen oben und in den untern Gemächern, und in dem Kellergeschos Halbkreisbogen hatte — so ruht darin die einzige Abweichung von der eigentlichen altdeutschen Bauart, die sonst durchweg im gan-

*) Die Gestalt dieses Bogens in den zwei Geschossen zeigt meine Durchschnittszeichnung (Taf. V.) des Gebäudes; bei Zick Taf. XVII. 1. ist er fälschlich ein Spitzbogen, welches daher kommt, daß damals jenes ganze Kellergeschos verschüttet war, bis die wackern Niederunger Bauern durch 30000 unentgeltliche Fuhren das Schloß von seinem ungeheuern Schutte säuberten.

**) Eine ähnliche Verbindung des flachen Bogens mit einem hohen Spitzbogen zeigt sich auch in der Marienburg im Prachtgeschosse, an dem Eingange in den schmalen Gang, der aus Meisters Gemach zu Meisters Stube führt, wo unter dem hohen Spitzbogen ein flacher Bogen, und zwar zurücktretend, sich befindet, der den Anfang des Ganges bildet und gleichsam vom Spitzbogen geschützt wurde.

zen Hoch- und Mittelschlössen, besonders in allen Prachttheilen desselben herrscht, und so das unfehlbare Entstehen des ganzen Gebäudes aus dem Kopfe und durch die kunstreichen Hände eines deutschen Künstlers, für mich wenigstens, beweiset. Denn schon an mehreren Orten habe ich bemerkt: das Vorkommen eines runden Bogens oder mehrerer in einem Gebäude, das sonst durchweg und in seinem hauptsächlichsten Theile den Spitzbogen zeigt, besagt nichts Bestimmendes, man muß nur darauf sehen, was der Künstler selbst als Hauptsache behandelte. So auch hier. Alle Haupt- und Pracht-Gemächer zeigen den Spitzbogen, die etwa eingemischten Tonnengewölbe, theils oben, theils in den Kellern, die Kellergewölbe im sich kreuzenden Halbkreisbogen, und die Gemächer mit dem flachen gedrückten Bogen, besagen nichts, als daß damals die Künstler es erlaubt hielten, die ihrer Prachtbauart vorangehenden Bogenarten auch noch gleichzeitig neben der spätern anzuwenden. Nicht eingeeengt in zu fest begränzte Kunstregeln, eine Menge wichtiger Bauwerke schon vor sich habend, gebieten die Erfindungen, Ansichten und Vortheile der alten Künstler ihnen als Erbtheil einer reichen Vorzeit, und sie benutzten solch ein Erbstück. Dies lehrt wenigstens, meines Erachtens, die Beschauung und Erforschung der Kunst des Mittelalters: bei feststehenden Grundzügen, die höchste Freiheit in dem Gebrauche älterer Formen und Weisen, wenn Zweckmäßigkeit sie an dem einen oder andern Orte aus ihrer Vergessenheit hervorrief und ihre Anwendung dem Baukünstler wünschenswerth machte.

Wenn man nun, wie bereits oben bemerkt, jenen von Morgen nach Abend führenden Gang (A) zu Ende geht, so öffnet sich links eine Thür in ein Gemach mit dem flachen Bogengewölbe (B), welches in der Mitte auf einem kurzen, viereckigen Granitpfeiler ruht, an dem bloß die Ecken des Kopfgesimmses winklicht abgestuft sind. Solcher Kellergemächer liegen hier vier (B, C, D, E) neben einander, in einem großen Viereck, alle auf dieselbe Art, wie beschrieben, eingerichtet. Von diesen vier Gemächern hangen drei (B, C, D) unter einander zusammen, nur zwei (D und E) nicht; B und E haben aber keine Thüren gegen Morgen, und sind so von den davor liegenden Kellern völlig abgeschlossen; so ist es in den darüber liegenden Geschossen ebenfalls.

Man tritt daher wieder durch das erste Kellergemach (B) auf den Gang (A) zurück und findet neben jener Thür noch eine andere, in ein kleines Seitengemach führend, worin eine länglich viereckige Vertiefung, die wohl bis zehn Fuß unter den Boden geht (F). Sie war ein Danzgf. Dabei ist in der dicken Mauer ein finstres Gemach (G), ohne eine Thür, welches sich bis zum darüber befindlichen Geschos erstreckt und die Abzugsröhre des obern Danzgf. ist. Weiter gegen die in dies Geschos führende Treppe hin, also dem vordern Theil des Gebäudes näher, ist eine Oeffnung, die in einen von Mitternacht nach Mittag sich erstreckenden schmalen Gang (H) leitet, aus welchem man gleich Anfangs rechts in einen langen und gegen seine Länge verhältnismäßig nicht breiten Keller kommt (I) dessen flaches Bogengewölbe lang aus auf drei viereckigen Pfeilern ruht, die am Kopfgesimms eben so gering wie jene andern *) verziert sind. Dieses Kellergemach hat nur die einzige Thür, durch

*) In den Kellern B, C, D, E.

welche wir hineintraten und ist sonst ganz für sich abgeschlossen. Die Keller des Vorderhauses sind von diesen ebenfalls gänzlich getrennt, und es scheint mir darin ein Beweis mehr zu liegen, daß alle oder wenigstens die meisten dieser Keller schon früher da waren und für sich bestanden, indem sie zu der ehemaligen Vorburg gehörten. Auf dem davon entworfenen Grundris sieht man auch, daß die Ausmessungen das Ergebnis geliefert haben, daß hier ein völlig abgesondertes Vordergebäude steht, welches ebenfalls außen an den Absätzen des Gemäuers klar wird, wo man auch die ungeheuer dicke Mauer (X) die das Hochgebäude und Vorgebäude scheidet und gegenseitig wieder hält, sehen kann.

In diese vordern Keller führt aber, zunächst in den größten (K), aus dem trockenen Wallgraben eine Thür (a) hinein, und vom Hofe aus eine Treppe (b). Hier sind zwei Keller neben einander, ein großer (K) und ein kleinerer (L), der nur ein Dritttheil der Länge des großen hat, welche früherhin nur einer waren, indem die Zwischenmauer (c) die Bogenschläge durchschneidet. Die Zwischenmauer erscheint nicht etwa nothwendig, um einen größeren Widerstand gegen das darüber aufgeführte Gebäude zu bewirken, sondern wurde wahrscheinlich nur in diesen Kellerraum gezogen, um mehr abgesonderten Raum zu gewinnen. Die Bogen dieses Gewölbes stimmen mit denen des schönen Kellers unter dem Sammlungs-Kemter überein, welchen wir späterhin werden kennen lernen. Die Rippen sind im Halbkreisbogen und haben Fuß-Breite, sonst sind aber die Gewölbe einfach. In dem langen, gegen Morgen liegenden Keller (K) findet sich in der Ecke gegen Morgen und Mittag ein wunderliches Gemäuer (d), einem Hochgrave nicht unähnlich, am Boden breiter und gegen oben zu etwas schmaler werdend. Dies Gemäuer hat bereits früher die Aufmerksamkeit vieler gereizt, ja schon zur Zeit, als Frick seine Kupfer entwarf und zeichnete, untersuchte man es, um zu sehen, ob es etwa inwendig hohl sei; man fand aber innerhalb nur festen Kern, ein durchaus festes Gemäuer von Grund auf. Meiner Ansicht nach, ist es ein nach Innen gestellter Strebepfeiler, bestimmt, dem von außen dagegen liegenden Druck der Erde zu widerstehen, damit nicht die Schwere des Gebäudes von oben und das Pressen des gegen Morgen höher liegenden Erdbodens — indem hier kein Keller weiter ist, sondern die Grundmauern mit Erde ausgefüllt sind — von der Seite das Schieben der Gewölbe bewirken könnten. Gegen Abend ist noch ein kleiner länglicher finsterner Keller (M) in der Dicke der Mauer. Das ganze Gewölbe sieht einem Tonnengewölbe am ähnlichsten; kein Fenster erhellt diesen Raum. In dem langen Keller ist nur ein kleines Lichtloch über der Thüre (a), welche in den trocknen Graben führt. In der Mauer tritt hier die breite Windtreppe (S) nieder, die bis zum Dache hin durch alle Stockwerke geht, und die wir weiter oben, nebst der schmalen Windtreppe, noch genauer kennen lernen werden. Aus dem großen getheilten Keller bringt eine Treppe (b) gegen Morgen auf den innern Mittelhof.

Wie diese Kellerräume benutzt worden sind, läßt sich nicht mehr genau bestimmen und mit voller Sicherheit angeben. So viel scheint nur anzunehmen zu sein, daß die Keller des Vorderhauses, welche hier zuletzt beschrieben, die in inniger Verbindung mit der breiten Windtreppe stehen, diejenigen waren, welche dem Hochmeister zu Weinkellern dienten, indem durch diese breite Windtreppe die beiden Schenktsche (der von Meisters kleinem, und Mei-

sterns großem Kelter, die wir weiter oben werden kennen lernen) leicht besorgt werden konnten. Dem würde auch die Thüre in den trockenen Wallgraben und die Treppe aus dem Hofe entsprechen, wodurch die Weinfässer leicht hinein gebracht werden konnten. Auch schon die Wölbungsart, in hohen Halbkreisbogen, machte sie zu Weinkellern geeignet und geschickt. Die zimmerartigen Keller gegen Abend, von diesen abgesondert und zuerst beschrieben, dienten dann zu andern Vorrathsgemächern.

Das erste Geschoß.

(Hierzu Grundriß II.)

Dies Geschoß enthält, wenigstens in dem Eckgebäude gegen die Rogat, worin die Prachtsäle oben, wohnliche Zimmer, und gegen Morgen verschwinden die Kellerräume ganz. Wir wollen uns gleich auf den Gang (A) vor den Zimmern versetzen, von dem wir auch im Kellergeschoß ausgingen und finden hier denselben Gewölbbogen wieder, den wir im untersten Stock hatten, den flachen Bogen. Die Fenster sind hoch und mit Kreuzen von Kalkstein, und nur die fehlenden sind in neuerer Zeit durch Stuck ersetzt worden, (ihre geraden Sturze sind oben erwähnt worden und wird ihrer nicht mehr weiter gedacht werden). In diesem Gange, dessen Fenster da stehen, wo in dem untern Gange nur Kellerlöcher sind, die in der Altzeit zugleich als Schießscharten dienten, findet sich neben dem Fenster gegen Abend, links, zunächst der Eingang in die vier nebeneinander liegenden Stuben (B, C, D, E). Jede dieser Stuben wird von einem achteckigen Granitpfeiler, der höher und schlanker als in dem untersten Raume ist, in der Mitte gestützt, und das Kopfgesimms desselben ist zugleich Schlussstein des Gewölbes und ganz ohne Verzierungen. An den Fensterstöcken finden sich eiserne Haken, zum Zeichen, daß an ihnen Fensterrahmen befestigt waren. Da es zweifelhaft erscheinen möchte, ob sie aus frühster Zeit herrühren und nicht vielmehr erst in späterer, Pohnischer Zeit, angebracht wurden, so ist zu bemerken, daß die Spuren einer späteren Einmauerung sich nicht finden, sondern vielmehr die Schwänze dieser Haken tief in der Mauer stecken, und um die Ziegelsteine der Wand gelegt sind. Neben jener Thür in die vier Stuben findet sich auf dem Gange der Eintritt in die kleine Windetreppe (T), welche bis unter das Dach führt; daneben ist wieder die Thüre zu einem Danzgt (F), hierauf kommt die viereckige Danzgt-Röhre (G), ohne Thür, die wir unten schon kennen lernten, und dann, etwas weiter vor, die Oeffnung in den Gang von Mitternacht gegen Mittag (H), der in den Saal mit den drei Pfeilern führt. Dieser Saal (I), oder vielmehr hier könnte man ihn einen kleinen Flur nennen, ist besonders merkwürdig, da in ihm die eine Feuerung (a) angebracht ist (die wir sogleich näher betrachten wollen). Dem darunter liegenden, früher beschriebenen Raume entsprechend, hebt sich dieser Saal doch schon in größerer Schönheit und Höhe, und welch einen gefälligen Eindruck er gewährt, geht aus Frick's Kupfern (Taf. XIV. 1.) hervor. Nur die Scheidegurten in diesen Räumen stehen breit hervor, die eigentlichen Rippen sind zurückgezogen und treten bloß als kleine Spitzränder vor den Kappen heraus. Da die Seitenwände durch Mauerblenden verdünnt sind, scheinen die Gewölbe auf starken Mauerpfeilern zu ruhen. Neben dem Gange, welcher mit einem flachen (der Wölbart des ganzen

Stoßes entsprechenden Kappengewölbe nach einer ununterbrochenen Linie überdeckt ist, findet sich zur linken Seite die zweite Feuerung (b) und dicht dabei ist ein Gemach (L) welches wahrscheinlich zum Aufbewahren des Holzes diente. Dabei geht in der Mauer die breite Windtreppe nieder, doch ohne eine Oeffnung gegen den großen Gang zu haben, sondern nur mit einem schmalen Lichtloch in diesen, als Holzaufbewahrungsort angenommenen Raum. Neben diesen Gemächern, gegen Morgen hin, ist ein niedriges Tonnengewölbe (M) fast wie ein Backofen aussehend, nicht zur Benutzung, sondern nur zur Stütze der obern Gemächer und der Räume gegen Abend hin, um dem Gegendrucke der Erde zu widerstehen. Wahrscheinlich ward die Aufführung desselben über dem alten, schon einst zur Vorkurg gehörigen, Keller nöthig gefunden, um den Druck auf dasselbe zu verringern und zugleich eine Bodenfläche zwischen dem vordern und hintern Gebäude zu bewirken. Es geht lang durch, von Mittag bis Mitternacht, von der Schlußmauer des Gebäudes im Wallgraben bis zur Mauer des Sammlungs-Kemter-Gebäudes, den Gang (N), der, mit dem Hofe durch eine Treppe (c) verbunden, auf den leitet, auf welchem der Brunnen (A), durchschneidend und rechts und links von ihm sichtbar. Die Treppe (d) in diesem Gange führt zum zweiten Geschos empor. Gegen die Ecke des Gebäudes, welche gegen Morgen und Mittag fällt, ist nun neben diesem backofenartigen Stützgewölbe nichts, sondern alles sind nur mit Schutt ausgefüllte Grundmauern (O). Dagegen finden sich aber an der Ecke gegen Mitternacht noch zwei Keller, mit einem Tonnengewölbe überdeckt, von denen der eine (P) ganz finster ist; der andere (Q) ist dies zwar jetzt auch, aber er hat wenigstens ein verschüttetes Luftloch (e) gegen den Mittelhof hin, und er ragte mit seinen Mauern nicht unbeträchtlich über die Seitenmauern der darüber befindlichen Kapelle hinaus, so daß wahrscheinlich anzunehmen ist, daß dieser Vorsprung Grundmauer eines alten, nun verschwundenen, darüber befindlichen Gebäude-Theils war, vermuthlich einer Vorhalle zu dem Haupteingange, der zur Treppe, welche in das oberste Geschos brachte, führte, indem diesem Keller, durch ein über das Luft- und Lichtloch gelegtes Gitter, diese beiden Nothwendigkeiten gewährt wurden; wie solches sich auch beim Rathhause zu Marienburg, vor dem Eingange in dasselbe, findet. Hier verweise ich auf den dritten Anhang zu diesem Buche, wo das Nähere darüber zu finden ist. Seitwärts gegen Mitternacht liegen die Eingänge und Treppen, theils hinaus auf den Hof, theils zur Verbindung mit den andern Kellern unter dem großen Sammlungs-Kemter.

Zu den beiden so eben erwähnten Feuerungsstellen (Defen, in der Altzeit genannt), kommt noch eine dritte im Kellergeschos, die Meisters Kammer und Stübchen heizte, die ich nicht weiter früher angeführt habe, und fernerhin eine vierte, unter dem großen Sammlungs-Kemter. Obgleich wir diesen letztbemerkten Ofen mit seinen daran liegenden Kellern erst späterhin, so wie das ganze darüber befindliche Gebäude, kennen lernen werden, ist es doch wohl hier nicht am unrechten Ort, die Beschreibung dieser merkwürdigen Heizungsart gleich an die drei ersten Feuerungsstellen zu knüpfen. Die Defen, durch welche die meisten Zimmer des großen Gebäudes ihre Erwärmung erhielten, so wie der Ofen unter dem Sammlungs-Kemter, der allein für dieses bestimmt ist, liegen in dem dicken und mächtigen Gemäuer, von allen Seiten stark beschirmt, gedeckt und befestigt, so daß weder durch das Plagen der

selben Schaden zu befürchten ist, noch durch den starken und angreifenden Gebrauch Verletzungen und so Gefahren herbeigeführt werden können. Der Ofen besteht aus einem großen länglichen Viereck, unten mit einem festen Heerd; zu drei Seiten sind starke Seitenmauern, vorne ist eine Oeffnung zum Heizen, und überdeckt ist dieser Raum mit einem flachen Roste von gebrannten Steinen, der indessen so bedeutend dick und stark ausgeführt ist, daß er eine große Last zu tragen vermag. Ueber diesem Rost ist ein ziemlich hohes, backofenartiges Gewölbe,* aus dem oben ein breiter Rauchfang hinausführt, der sich über dem Dache in einem Schornstein endigt, außerdem aber geht von ihm eine große Anzahl Röhren oder Züge, welche die Ziegelsteine selbst bilden und zwischen sich offen lassen, in den Mauern hinauf, und unter den Böden der Zimmer weg, sich nach allen Seiten vertheilend, und in den Fußböden der Stuben endend und sich öffnend. Ehe das backofenartige Gewölbe geschlossen wurde, hatte man auf den Rost eine sehr bedeutende Anzahl großer und kleiner Feldsteine gelegt, die alle lose über einander aufgebaut waren und allenthalben zwischen sich Lücken darboten. Sobald nun geheizt werden sollte, wurden alle Wärmeröhren und Züge in den Zimmern durch starke und festschließende Steine oder Ziegelplatten verschlossen, so daß nur Schornstein und Rauchfang offen blieben. Der viereckige Kasten unter dem Roste wurde reichlich mit großen Holzkloben gefüllt und diese zündete man an. Feuer und Rauch schlugen nun durch den Rost empor, drängten sich durch die Feldsteine, und trieben sie bis zur Glühitze, der Rauch nahm aber seinen Abzug durch den Schornstein, ohne die Wärmeröhren viel zu berühren, da der Zug des Ofens ihm gleich seine Richtung anwies. Sobald darauf das Holz verbrannt war, wurden die Kohlen aus dem Ofen gezogen, der Rauchfang ward durch eine Klappe geschlossen und der Ofen wurde von außen fest zugesezt; darauf nahm man die Decksteine oder Stürzen auf den Wärmeröhren in den Zimmern, wohin jedesmal die Hitze kommen sollte, ab, und so stieg nun die reine, durchglühete, dunstlose Luft langsam aus den Röhren, zur Erwärmung des Zimmers, vom Fußboden auf, empor. (Ob eine Vorrichtung da war, den Rauch, welcher sich etwa in diesen Röhren verfangen hatte, zu tödten, und welche, ist nicht mehr klar). Sehr lange hielten gewis die Steine die Hitze in sich, um so mehr, da sie nur durch schmale Röhren ausströmen konnte und so mußte sich eine gleichartige, erfreuliche Wärme durch Zimmer und Gänge verbreiten, und sie blieb nicht bloß in den obern Theilen schweben, wohin unsere jetzige Defen ihre Wärme getrieben haben würden — indem bei der Höhe der Gewölbe nicht viel Hitze sich nach unten verbreitet haben möchte und der steinerne Esterich noch kältender gewesen wäre — sondern eine Wärmeschicht schwebte über dem Fußboden und erwärmte den Körper von unten auf. Solche Feuerungen ließen sich aber auch nur in dem ganz steinernen Gebäude einrichten, wo keine Balken lagen, welche die durch sie hinziehenden Röhren berührten, sondern allenthalben Stein an Stein trat. Außerdem war aber auch in einigen Zimmern, z. B. in Meisters großem Kämter, wohin keine Erwärm-

*) Backofenartiges Gewölbe nenne ich hier, und so auch bereits oben, ein Tonnengewölbe, das mit seinen Enden der Wölbung gleich auf dem Boden aufliegt, ohne daß es erst von geraden Seiten getragen wird; dies, um etwaigen Mißverständnissen vorzubeugen.

rdhren geleitet waren, ein Kamin; ein eben solcher war in der einen von den darunter liegenden vier Stuben, und in dem Sammlungsremter fand sich auch ein kleiner, welcher aber auch nur dazu gedient haben kann — da er für die Größe des Saals viel zu unbedeutend ist — um die Klappe dadurch im Schornstein zu verschließen, sobald der unterirdische Ofen geheizt war. Ueberhaupt waren sie nicht sowohl zur Erwärmung, wie es scheint, sondern nur um in den Spätherbst-Tagen und im Beginn des Frühjahrs (vorzüglich in Meisters großem Remter) die gelinde Wärme und den Blick auf die sich empor schlängelnde Flamme genießen zu können, außer der Zeit, in welcher die großen eigentlichen, eben beschriebenen Defen in den Gewölben des Schlosses, in ihre mächtige Bewegung gesetzt wurden. So war auch hier Festigkeit, Gediegenheit und höchste Zweckmäßigkeit mit dem Angenehmen und das Auge Erfreuenden verbunden.

Das zweite oder Erdgeschos.

(Hierzu Grundriß III.)

In dem zweiten Geschos treten wir nun endlich in die wirklich wohnlichen Räume. Versetzen wir uns in Gedanken in das erste Geschos, also das nächste unter diesem, auf die schmale Windtreppe (T) und steigen auf dieser nach dem Erdgeschos empor, so gelangen wir bald auf eine Stelle, wo rechts (gegen Mittag) ein kleiner Gang abgeht (F), schmal, gedeckt mit flachen Werkstücken, der eine Thüre in die gegen Abend liegende Stube (eine der viere) hat, und zu einem Dazgk führt. Gerade zu (gegen Morgen) geht es in eine kleine Vorhalle (G) vor der Drei-Pfeilerstube und links daraus (gegen Mitternacht) in den uns längst bekannten Gang (A), auf welchem der oft bemerkte Brunnen (q). Treten wir zuerst in diesen Gang, aus dem wir uns am besten nach allen Theilen wenden und finden können, da seine Lage ganz, seine Einrichtung zum größten Theil, durch alle Stockwerke gleichartig geht. Hier kommen wir zuerst unter die zierlich emporsteigende Bedachung des altdeutschen Spizbogens, doch strebt er noch nicht so kühn auf, wie wir ihn in den Prachträumen werden kennen lernen und die Rippen treten noch nicht hervor, sondern liegen in den Kappen, so daß die Decken dem einfachen, grätenartigen Klostergewölbe entsprechen. Alle Pracht sollte dahin aufgespart werden, wohin sie gehörte und wo sie am eindringlichsten auffallen mußte. Dennoch entbehren diese Räume die Schönheit nicht, und erwartete uns in dem obern Raume nicht etwas Höheres, so würden wir auch diese Gemächer schon höchlich preisen, denn die Gewölbe sind licht und hoch; die Scheidegurten der einzelnen Gewölbabtheilungen treten breit und in der gediegenen Stärke eines Unterbaues, der noch eine mächtige Last auf sich trägt, hervor, aber doch sind sie gegliedert und abgeschmiegt, den Schein der Stärke und Last mehr in die Wand selbst hineinwerfend. Die Rippen ragen, wie gesagt, nicht hervor, sind aber scharfkantig angedeutet, mit Reinheit und Zierlichkeit ausgeführt. Die Fenster sind hoch und licht, mit Kreuzen von Kalkstein; an den Fenstern sind steinerne Sitzbänke in jeder Ecke, denn der wohnliche Raum sollte auch eine Aussicht auf die damals noch nicht verbaute Gegend um das Schloß, auf die, wenn auch zu jener Zeit noch nicht so breit und schnellströmende, doch gewiß schon immer schöne Rogat, gewäh-

ten. *) Aus Fricke's Kupferstichen (Taf. XIV. 2) und der Durchschnittstafel V. dieses Werkes wird der Belag dessen hervorgehen, was hier mit Worten nur unvollkommen angedeutet werden konnte.

Zu Ende des Ganges (A) auf dem wir uns befinden, gegen Abend, führt ein Eingang, der tief eingelegt ist und zur Seitentäfelung schwache Blenden mit geringem, scheinbar durchbrochenen Stabwerk hat, in die nun schon mehrmals erwähnten vier Zimmer (B, C, D, E). Die Thüre hat einen geraden Sturz und es ist überhaupt merkwürdig und bezeichnend, daß alle Thüren im ganzen Schlosse mit geraden Stürzen oder ganz flachen Bogen überdeckt sind. **) Bei einem solchen Musterwerke, wie das Schlos zu Marienburg unstreitig ist, läßt sich daraus auf die ganze altdeutsche Bauart eine erklärende Ansicht eröffnen. Fänden wir im Außern des Schlosses nur allein kleine viereckige Thüren, so würde dies leicht aus dem vorwaltenden Befestigungsbedürfnis erklärlich sein: die Thüren verlangten eine leichte Vertheidigungsart, der hohe Spitzbogen war schwer zu schließen, und wenn er auch für den gewöhnlichen Gebrauch leicht und sicher, dem ersten Andrang widerstehend, geschützt und geschlossen werden konnte, so war er doch nicht für starken kriegerischen Anfall sicher genug. Dies war besonders auch wohl der Grund, warum die äußere Thüre in das Sammlungsremter auch nur mit einem flachen Bogen überdeckt wurde. Im Innern walteten andere Gründe ob. Spitzbogige Thüren ließen sich in kein gutes Verhältnis mit den Sälen selbst bringen (noch weniger mit den Zimmern) indem sie entweder zu kleinlich, schmal und schlecht gegen die hohen Säle und Zimmer erscheinen mußten, oder wieder zu breit, unförmlich und mächtig gegen die Willkür und den ganzen innern Raum geworden wären. Nur dem hohen Raume einer Kirche, einer Kapelle, den breiten Mauern, worin an diesen Orten die Thüre stehen kann, entspricht der Spitzbogen und daher finden wir ihn auch in Marienburg an allen den Stellen, die Kirchen waren, oder dem kirchlichen Raume und der Größe eines solchen am nächsten kamen: in der Marienkirche, der Annenkapelle, dem Kapitelsaal. Demnach hätte auch die Thüre des Sammlungsremters nach außen einen Spitzbogen wohl haben können, wäre nicht hier die Rücksicht der Befestigung gewesen und vorherrschend eingetreten.

Die Thüre nun, die uns so eben zu den allgemeinen Betrachtungen aufgefordert hat, führt, wie schon bemerkt, in das eine (B) der vier neben einander liegenden Zimmer. Die Gewölbe sind wie auf dem Gange, und ruhen in der Mitte auf einem achteckigen Granitpfeiler, der wiederum höher und schlanker, als in den untern bereits beschriebenen Stockwerken

*) Zur Zeit des Ordens war die Rogat noch nicht der jetzige Strom, sondern ein Fluß; sie ward erst Strom, als 1554 die Stadt Elbing den Durchstich anregte, der auch ausgeführt und, auf der vor der Montauer Spitze gelegenen großen Rampe, auf der 14 Schock Pferde weiden konnten, gemacht ward. Nun brauste das Wasser des Weichselstroms durch sie hin.

**) Nur eine einzige Thür, welche in einen Seitengang führte, zeigte einen geschwungenen Spitzbogen, jedem aufmerksamen Beschauer höchst auffallend. Bei genauer Untersuchung zeigte sich, daß die ganze Wand und Thür neuen Ursprungs. Beide wurden daher ausgehauen, da die Mauer ohne allen Verband mit der alten war.

werken ist, denn es verjüngt und verklärt sich gleichsam alles, je höher es hinauf steigt. Die Kopfgesimse der Pfeiler sind abgeschmiegt, doch ungeschmückt, der Fuß ist mit einem doppelten Absatz geziert und sonst glatt. Die Rippen des Gewölbes setzen nicht scharf gegen die Schlußsteine, die durch die Kopfgesimse der Pfeiler gebildet werden, ab, sondern verlieren sich in den Ecken derselben. An den Fenstern finden sich Sitzbänke. Der steinerne Boden war mit überglastem Fliesen belegt. Die Eckstube gegen Abend und Mittag (D) enthält einen nicht sehr großen Kamin aus der Altzeit, der zwar verlegt und beinahe ganz zerstört war, von dem aber doch ein Eckstückchen geblieben, welches die Anleitung gegeben, wie des alten Kamins Simms gegliedert und geziert war, und der neue ist nach diesem Wink auf dieselbe Weise wieder hergestellt worden. Denn das verdient eben bei dieser Erneuerung die größte Anerkennung und Belobung, daß mit der möglichsten Sorgfalt untersucht wird, wie das Ganze, wie das Einzelne vormalß war, um nichts Neues einzumischen, sondern alles in seiner alten Reinheit wieder herzustellen. Da sind die unermüdblichen Forschungen des wackern Prediger Häbler und seine frühe Liebe zum Schloß — die es ihn in allen seinen Theilen genau erkunden ließen, als noch mehrs unzertört, und später, als noch keine Hoffnung zum Ersehen aus der schmachvollen Vernichtung war — von ganz besonderer Wichtigkeit und dem unverkennbarsten Nutzen.

Neben der einen dieser Stuben, es ist die zweite gegen Mittag (E), ist ein kleines Gemach (H) worin eine Vertiefung im Boden (c), die wohl 10 Fuß tief. Man möchte dafür halten, daß diese Einsenkung in den Boden und zwischen den starken Mauern, dazu diene, um in den Tagen der Gefahr Schätze und Kleinodien zu verbergen, wie solches sich noch in andern alten Gebäuden, Schlössern und Klöstern, findet. Das Kämmerchen selbst diene vielleicht zur Stellung eines leichten Dienerbettes, der dem Gebieter benachbart schlief. *) Aus dem Zimmer führt eine Thüre in den Drei-Pfeiler-Saal (I), auch der Gebietiger Gemach oder die Rathstube genannt, der hier weit höher und schlanker erscheint, als in den beiden andern Stockwerken. Aus diesem Drei-Pfeiler-Saal führt eine Thüre in ein wenig erhelltes Gemach (K), welches nur ein kleines Gitterfenster gegen Mittag und einen Ausgang, welcher ohne Thür ist, auf den Hauptgang hat. Dabei befindet sich der große Dantz (L) mit zwei Thüren, welcher über den viereckigen dunklen Räumen, die wir schon bei den beiden untern Stockwerken anführten, liegt und mit einem durch des Schlosses Grund geleiteten Wassergraben, zur Reinigung des Gebäudes, in Verbindung steht. Eine andere Thüre in dem Drei-Pfeiler-Saal, auch gegen Morgen befindlich, führt in ein Zimmer, mit rundem, aber nicht flachen, sondern Halbkreis-Bogen (M), ruhend in der Mitte auf einem kurzen achteckigen Granitpfeiler. Es muß sehr auffallen, hier mit einemmale den runden Bogen eintreten zu sehen, aber die Baumeister jener Zeit nahmen es sich nicht übel, den augenblicklichen oder blicklichen Nutzen der Uebereinstimmung zu opfern, was wir mehr als einmal in

*) Andere wollten auch diese Vertiefung für einen Dantz halten, deren es doch wohl aber am Ende zu viel im Gebäude geben mögte. Wir wollen die Entscheidung dahin gestellt sein lassen, so wie ob die vier Stuben bewohnte oder Brief-Stuben waren.

Marienburg finden. Dieser örtliche Nutzen ist hier unverkennbar, indem über diesem Zimmer Meisters kleines Kempter liegt, unter ihm liegt der große Ofen, in bereits beschriebener Art, wodurch dies Zimmer und das Kempter geheizt ward; über die wölbende Decke wurden die Wärmeröhren geleitet und diese mußte daher verstärkt werden, um jeder sonst möglichen Feuersgefahr vorzubeugen. Darum wahrscheinlich das stärkere Gewölbe des Rundbogens. In dies Gemach tritt halb jener Gang (K) hinein, welcher eben vorher erwähnt wurde, die andere Hälfte (N) ist eine Verlängerung des viereckigen Gemachs, das auf der einen Säule ruht, nur schmaler, und mit einem Tonnengewölbe gedeckt. Hier fanden sich zwei Thüren (f, g), die eine in dem Zimmer mit dem Pfeiler, die andere in dem tonnengewölbten Fortsatz = Theile desselben. *) Jene erste Thüre führte in (O) ein kellerartiges Gemach (welches Ansehn alle in dem Vorderhause liegenden Räume, die mit diesem auf iner Fläche ruhen, haben), worin man über ein paar Stufen gelangt. Dies Gemach ist mit einem Tonnengewölbe überlegt und hatte einen ziemlich breiten Raum gegen Abend (h) in der abgeschwächten Mauer, welcher auch ein Werk der polnischen Zeit war, um dort einen kleinen Heerd anzulegen. Jetzt ist auch dies wieder nach alter Art hergestellt worden, indem die Spuren eines Kamins benützt wurden, welcher einst dort war und mit dem Rauchfange in Verbindung stand; der ist auch wieder dort angebracht worden. Eine Thüre führt in einen ähnlichen Raum (P) mit Feueresse (jetzt zum Brennen der Glasgemälde gebraucht).

Zwei, noch gegen Morgen vor diesem liegende Kellergemächer (Q und R), ebenfalls mit Tonnengewölben, sind von den vorigen ganz getrennt, nur unter einander verbunden, und öffnet sich das Erste auf den Gang (U). Aus den beiden zuerst hier beschriebenen Gewölben tritt man aus jedem auf den eben erwähnten Gang (U), der gegen Abend eine Thür (f) mit einigen Stufen nieder, in das Tonnengewölbe hatte, welches an die Stube mit einem Pfeiler tritt, die indessen nur noch auf unserem Risse — in der Wirklichkeit nicht — zu finden ist. Gegen Morgen führen in diesem Gange einige Stufen hinauf zu einer Thür (e) mit einfach verziertem Thürgewände und einer Steinbank zur Seite; dies ist der Ausgang in den mittlern Hof. In diesem Gange war einst, und ist nun wieder, gegen Mitternacht eine Thüre (da wo ich im Grundris ein u gesetzt habe) in einen gangartigen Raum (V), der gegen vorne zu etwas schmaler wird (indem sich überhaupt hier und weiter gegen Mitternacht, große Verwirrung und Ungleichheit in den Mauern zeigt), und der gegen Abend eine Thüre, einige Stufen hinauf, auf die breite Windetreppe hat, wodurch dieser vordere untere Raum mit dem ganzen Gebäude darüber in Verbindung gesetzt wird. Außerdem war aber auch noch eine später vermauerte und wieder zu öffnende Thür (wo v im Grundris steht) welche auf den Hauptgang W brachte.

Treten wir nun auf die Windetreppe (S) hin, so führt aus ihr gegen Mitternacht eine

*) Beide Thüren, welche auf unserm Grundris noch zu finden, sollen bei näherer Untersuchung gezeigt haben, daß sie nicht aus der Altzeit, sondern der polnischen Zeit, herrührten, und wurden daher vermauert. Wir wollen sie noch benützen, um dadurch in die sonst abgetrennten, vordern Räume zu kommen.

Öeffnung (i), deren Dasein in der Vorzeit zweifelhaft ist, auf ein paar Stufen, die links gegen den Gang, auf welchem der Brunnen, niedergehen, rechts aber zu einem Gang aufsteigen, der, neben einem innerhalb liegenden kellerhalsartigen Gemäuer (k), (worin die Treppe in die untern Geschosse hinabführt) durch eine Thüre (l) wieder auf den Hof hinaus bringt. Aus diesem Gange müssen wir die gegen Mitternacht liegenden Gemächer besichtigen, die zwar nichts Wichtiges darbieten, aber doch in den allgemeinen Wegweiser durch diese vielfachen Gemächer gehören. Von dem Gange W führt, da wo die Stufen niedergehen, eine Thüre (m) in den Raum X, in welchem, eben der Thüre m gegenüber, sich bei n der Ofen befindet, der das darüber liegende Stübchen des Meisters und die Schlafkammer desselben heizte. Eine zweite Thür ist die eigentliche Hauptthür, und derjenigen, welche zu den andern Räumen führt, gegenüber. Dieser Raum hat ein Fenster gegen Abend und eine Thüre in das gegen Morgen liegende Gemach (Y), in welchem einst die Treppe zum Prachtgeschos aufstieg, so wie in die gegen Mitternacht liegende Stube (Z); überwölbt ist er mit einem Tonnengewölbe. Daneben, gegen Mitternacht, liegt ein gleiches, nur breiteres Gemach (Z), auch mit Tonnengewölbe, und hinter diesem, gegen Mitternacht, ist ein anderer längerer Raum (AA), der gegen Abend ein kleines Fenster hat, doch jetzt keinen Fußboden zeigt, indem derselbe, da die Bretter vermodert waren, 1817 herausgerissen ward; es steht eine neue Tafelung zu erwarten. Ungeachtet, wie er 1820 war, sieht man nur durch eine Doppel- pellage von Balken in die untern Kellerräume nieder. Als Decke ist ein Tonnengewölbe da. Die Bestimmung dieses Gemachs ist durchaus undeutlich, doch ist es auch, wenn man es nur als Verbindungsraum zwischen Meisters- und Convents-Remter-Gebäude betrachtet, ziemlich unbedeutend. Auffallend sind die doppelten Balkenlagen, und die Balkenlagen überhaupt, da diese in dem ganzen Gebäude, ausgenommen im Dachstuhl, sonst nicht vorkommen, und die zwei Lagen über einander zeigen auch eine wechselnde Ansicht von der Art an, wie tief der Boden hat gelegt werden sollen. In dem Kammerraume darüber wird es noch klarer werden, daß der Boden in gedoppelter Zeit verändert worden ist. Ueberhaupt herrscht hier und in dem davor liegenden Theile, wie schon bemerkt, bei genauer Untersuchung, viel Mauerverwirrung, und es wird klar, daß hier Altes und Neues dicht bei einander steht, und jenes zu diesem mit benutzt ward.

Vor den Räumen X und Z liegen nun gegen Morgen folgende Abtheilungen: neben dem Gange (W), und zwar dicht neben dem Kellerhalse (k), ist der Raum Y, dessen auf dem Grundrisse angegebene Thür o auf den Gang W wohl nicht aus der alten Zeit sich her- schreibt. Gegen Abend hat er eine Thür nach X, und gegen Morgen ein verschoben stehen- des Gitterfenster. Dies Fenster ist auf die wunderlichste Weise durch in einander gefegte Mauern, die aber auch wieder ältern und neuern Ursprung zeigen, verbaut und verworren geworden. Ein größeres Fenster scheint einst da gestanden zu haben, wenigstens ist der Seitenstab eines solchen noch da. Das Gewölbe ist ein Tonnengewölbe, aufsteigend ge- wölbt, deutlich die langsame Erhöhung einer Treppe zeigend, auch mit knieartig gebrochenem Gewölbe, welches sich durch einen hohen Spitzbogen auf den obern Flur vor dem großen Gange öffnet. Obgleich hier keine Treppe mehr ist, so zeigt doch alles an, daß an dieser

Stelle einst eine solche in die Höhe ging; wir werden darauf sogleich ausführlicher kommen. Im untern Raume tritt, neben der Mauer, welche diesen Treppenraum von dem gegen Mitternacht dabei liegenden trennt, da, wo sie auf der Wand gegen Abend aufsteht, an dieser ein Viertel von einer verbauten Wandblende mit einem Stabe umgeben, vor, und zeigt an, daß diese Mauer gegen Mitternacht, die auch außerdem mit der gegen Abend nicht im Verhänge steht, später, aber dennoch in höchst alter Zeit, eingesetzt ist. Klarer wird dies noch, wenn man durch eine niedrige Thür mit flachem Bogen in das nebenliegende Tonnengewölbe gegen Mitternacht (BB) tritt. Hier zeigt die Mauer gegen Abend, worin eine Thür oder ein Fenster (es ist nicht ganz klar, welches von beiden es war) in die dahinter liegende Stube Z führt, deutlich Blenden (p), neben welchen rohe kleine Kragsteine vorragen, auf denen vielleicht einst Lampen oder etwas Ähnliches standen; eine dritte Blende ist durch die darauf gesetzte Seitenmauer, wie schon so eben bemerkt, ganz oder zum größten Theil verbaut worden. Diese Wand trägt, auffallend genug, durchaus das Gepräge der Art und Weise, wie sonst nur Außenwände in alten Gebäuden gebildet wurden, obgleich alles dagegen streitet, daß diese Wand jemals eine Außenwand gewesen sei. Wir werden noch einmal darauf kommen. *) In diesem Raume findet sich eine dünne Wand gegen Morgen, wodurch noch ein kleiner und enger Raum (CC), der gegen Morgen drei kleine schmale, längliche, schießchartenartige Lücken **) hat und welcher unter dem Schlusse der darüber befindlichen Kapelle liegt, gebildet wird. Aus dem großen Gemache (BB) tritt man durch eine Thür (v), die wieder nur niedrig ist, auf den mittlern Hof hinaus. Unstreitig stand hier einst noch ein Gebäude-Theil, den der, jetzt ganz verlassen und frei stehende Eingang in die Keller unter dem Sammlungs-Kemter, und auch in das große Gebäude, andeutet; wie derselbe aber war, läßt sich nicht mehr ermitteln und angeben, da in späterer Zeit, durch die Pohlen, hier große Veränderungen vorgenommen wurden, welche bei der Erneuerung in unsern Tagen natürlich weggebrochen wurden.

Das Prachtgeschos.

(Hierzu Grundriß IV.)

Wir wünschen, daß wir die uns folgenden Leser auf eine wenigstens so ziemlich deutliche Art durch die oft verwickelten Gemächer der untern Geschosse geführt haben; aber nun wieder im Freien angekommen, um zu dem Höchsten und Herrlichsten des Gebäudes: der Hochmeister-Wohnung und den Kemtern, aufzusteigen, finden wir uns nicht in kleiner Verlegenheit, wie wir unsere Leser wieder einführen sollen, da es sich denn doch wohl gebührte, sie durch den Eingang und auf dem Wege in jene großen Räume zu geleiten, welchen einst, im Glanze des Ordens, die Fürsten, Gesandten und Ritter betraten, die das Oberhaupt des

*) Anhang III.

**) Das Alter dieser Lücken ist zweifelhaft; neu gemacht nach einem Reste, der sich in der veränderten Mauer vorfand, scheint auch dieser nur aus polnischer Zeit herzuführen. Man vergleiche über diese Wand die Vermuthungen im Anhange III.

Ordens besuchten und der reichlichen Bewirthung des Hochmeisters sich erfreuten. Die Kunde dieses alten Eingangs ist aber völlig verloren gegangen, und selbst der aufmerksamste Beschauer wird zweifelnd da stehn. Verweisen wir daher die Untersuchungen und Meinungen über den Eingang in einen besondern Anhang. *) Wälze sich der Große (denn er geht zu einem herrlichen und hohen Kunstwerke ein, das eine Verbeugung vor dem großen Geiste, der es aufzufassen und auszuführen wagte, wohl verdient), wenn er durch die beiden kleinen Pforten, durch die wir eben hinauskamen, wieder zurückgeht. Stellen wir in dem treppenartig gewölbten Raume eine gewundene, sanft anlaufende breite Stiege uns vor, und treten wir nun über diese hinaus, unter einem schlanken und schönen Spitzbogen hindurch, in die obern Prachträume des Schlosses.

Ueberaus erhebend und mächtig muß der Anblick gewesen sein, wenn man durch die gedrückten Thüren, durch den nur schwach erleuchteten Theil der untern Räume, eine mäßig helle Treppe (H) hinauf gekommen war, und nun mit einemmale durch einen Spitzbogen (a) unter die lichteste und schlankste Höhe der Gewölbe in das strahlende Licht eines Doppelflurs (FG) trat, dessen Morgenseite beinahe nur aus großen und mächtigen Fenstern bestand, vor dem Ankommenden der Eingang (b) in des Meisters Gemach, rechts der lange und prachtvolle Gang (A) zum großem Remter, über dem ein lichter, im zierlichsten, schlanken Spitzbogen gezogenes Gewölbe schwebt. Wahrlich! ein solcher Anblick hätte nicht eine Steigerung durch die untern dahin führenden finstern und gedrückten Thüren verlangt.

Durchaus herrscht in diesem Raume der Spitzbogen, und nur zweimal tritt der runde als eine eigene und auffallende Erscheinung ein, einmal sogar in ein und demselben Gemache neben dem Spitzbogen. Die Thüren sind auch hier, wie schon früher bemerkt, entweder mit flachem, runden Bogen überlegt, oder gewöhnlich mit geradem Sturze. Die vordere Seite gegen Morgen war durch die Pohlen sehr entstellt, indem diese die ganze Vorderseite (die wir hernach noch besonders betrachten werden) mit dicker Mauer überziehen ließen, um ihr mehr Stärke zu geben, und die darauf aus den Sälen gegen Mittag durch Herausschlagung der Gewölbe und Ziehung neuer Gipsdecken, zwei Stockwerke aus einem machten. Betrachten wir aber Alles vor seiner Entweihung, und wie es die sorgfältige Hand des die Voreltern verstehenden und würdigenden Enkels wieder herzustellen bemüht ist. **)

Sobald man hinaus tritt durch den Spitzbogen der Treppe (a), kommt man auf einen großen Flur, oder vielmehr ist es ein Doppelflur (FG) zu nennen. Gleich rechts, in Mitte der beiden Seitenmauern, steht ein länglicher und ziemlich breiter Granitpfeiler (c) welcher der Scheidpfeiler der beiden Flure und der Träger der beiderseitigen Gewölbsrippen ist. Auf ihm ruhen die Rippen des gegen Abend befindlichen Flurtheils, und ruhten, anderer Seits, die des Theils gegen Morgen; er ersetzt die sonst hier nothwendige Wand. In der Mitte des Abendflurs (F) steht ein schlanker, achteckiger Granitpfeiler, welcher dem Schluß-

*) Anhang III, der Eingang in das Mittelschloß.

**) Der Grundris deutet, bei der graumvollen Zersörung des einen Theils, nur an, wie es jetzt ist, da noch nicht Alles wieder hergestellt werden konnte.

steine des Gewölbes, und so dem ganzen Gewölbe, zur Stütze dient. Auf dem Flure gegen Morgen fand sich dieselbe Einrichtung, nur daß, den Maßen nach, welche aus der nothwendigen Einrichtung der Mauer und aus der Gestalt des Raumes hervorgehen, in der Mitte ein noch breiterer Granitpfeiler, einer kleinen Mauer ähnlich, gestanden haben muß, breiter als jener, welcher beide Flure theilt. *) Dem Aufgange gegenüber führt eine der breitesten und größten Thüren (b) in einen Saal (E), den einst zwei Granitpfeiler stützten und dessen Rippen auf recht zierlichen Kragsteinen ruhten. In ihm war ein großes Kamin (d). Dieser Saal ward des Meisters Gemach genannt, wie alte Nachrichten und Rechnungsbücher ausweisen, und diente vielleicht auch zum Sprach- (Audienz-) Zimmer des Hochmeisters. Wandmalereien treten noch hervor (so wie auch auf den Flur zierliche Muster unter dem neuen abfallenden Kalk, auf dem alten Abputz, zum Vorschein kommen), besonders am Kamin, wo Kopf und Hand eines Mannes sichtbar, der, dem Anschein nach, ein Bündel Holz in das Kamin zu tragen im Begriff ist. Gegen Abend, dicht neben der Thüre vom Flur, war in diesem Zimmer, wie noch wenige Reste zeigen, ein schöner, hoher Spitzbogen (bei e) der auf der einen Seite sich an die Ecken von Meisters Stube (D), die in E hineintritt, anlehnte, anderer Seits auf dem flachen Wölbbogen der Thüre aufstand. Darunter befand sich ein flacher Bogen, bedeutend niedriger, und so weit in den Gang (R) zurücktretend, als die Hauptthür die Ecke von Meisters Stube überragt, so daß dieser flache Bogen den Eingang zu Meisters Stube bildete. Man trat also durch die Hauptthür in Meisters Gemach (E) und hatte zugleich seitwärts durch den Gang (R) den Eintritt in Meisters Stube (D). Der Gang (R) enthält viel Dunkles in Hinsicht seiner frühern Bauart. Ob die beiden Oeffnungen nach F darin waren, ob eines eine Thür, das andere nur Lichtfenster, ob überhaupt da eine Thür, ist unklar und wird bei der Wiederherstellung nach Gutdünken angenommen werden müssen, auch enthält die Schrägstelle bei der Windtreppe (S) viel Verworrenes von alter und neuerer Arbeit. Um noch einmal auf Meisters Gemach (E) zurückzukommen, so ist dabei zu bemerken, daß es drei Fenster gegen Morgen und zwei gegen Mittag hat; eine Thür gegen Abend führt zwar jetzt in Meisters Stube (D), die wir späterhin kennen lernen werden, wenn wir auf anderem Wege dahin gelangen, aber es ist zweifelhaft, ob sie alt ist, ja, wegen der Nähe des Kamins (d) und wegen des Ganges (R) wahrscheinlicher, daß kein Ausgang dort war.

Wir treten, nachdem wir jetzt dies zerstörte Zimmer und bereits früher den ebenfalls zerstörten Flurtheil betrachtet haben (die ihre Wiederherstellung noch erwarten, indem ich dies schreibe) wieder an den Aufgang (a) zurück, und wenden uns links gegen die Fensterseite des großen Flurs (G). Da noch zu viel der polnischen Mauer das Ganze verhüllte, und nur einzelne Stellen, um einen Blick auf die Zusammensetzung dieser merkwürdigen Seite zu haben, aufgedeckt waren, als diese Beschreibung aufgenommen ward, so läßt sich auch man-

*) Eine noch anders angegebene Ansicht, wodurch 5 offene Spitzbogen gebildet wurden, wage ich nicht zu vertreten.

ches noch nicht entziffern; nur so viel ist gewis, daß die Seite leicht und licht war; daß viele Fenster, durch Steinkreuze von einander geschieden, über und neben einander standen, so daß die dazwischen bleibenden Pfeiler nur schwach, im Verhältnis der andern Mauern und der immer doch noch bedeutenden Last, waren, die sie trugen, des Drucks, dem sie widerstehen sollten. Unten waren daher starke Mauerpfeiler vorgebaut und auf diesen Pfeilern standen schlanke und schöne Granitpfeiler (f, g, h, i, k, l) meist vor den obern Mauerpfeilern, doch aber auch einer (k) selbst vor einem Fenster, da in ihrer Entfernung von einander keine Uebereinstimmung herrscht. Die Füße dieser Pfeiler waren einfach verziert, die Kopfgesimse hatten wohl meist alle Hochbilder, wie noch eines, das an einem ganzen Pfeiler übrig, der aus der Mauer, die ihn später umgab, jetzt schon befreit ist, zeigt. Auf diesem ist eine Gestalt, die eine andere bei den Haaren zu ziehen scheint und dabei findet sich ein Bär, der einen Hasen oder Fuchs gepackt hat. Trick würde diese Vorderseite, die sehr merkwürdig, gewis abgebildet haben, wenn sie nicht damals die dicke Mauer bedeckt hätte, und auch ich konnte noch nicht ihre Zeichnung liefern, da erst der Bau der Gemächer E und G vollendet sein muß, ehe die ganze fremde Aufmauerung weggenommen werden kann. Im zweidrittheil der Höhe dieser Granitpfeiler verbanden sie starke Bindesteine von Kalkstein mit der dahinter liegenden Mauer und gaben ihnen Festigkeit. Auf ihren Kopfgesimsen standen starke rund gewölbte Mauerbögen. So könnte man sie wohl als Strebepfeiler annehmen, die in der Mitte durchbrochen und erleichtert, oben aber überwölbt worden, wie wir diese Erleichterung der Strebepfeiler, durch das Durchbrechen derselben, nun bald in der Beschreibung des Außern von dem herrlichen großen Remter des Meisters genauer werden kennen lernen.

Wir waren von dem Treppenbogen (a) an die große morgendliche Fensterwand getreten, diese und ihre vorstehenden Pfeiler betrachtend; nun wenden wir uns von dieser Morgenseite links ab, in ein Vorgemach (I), zu dem ein hoher, offener Spitzbogen führt, gleich dem (a), durch welchen sich die Treppe auf den Flur öffnet. Dies Gemach liegt vor der Kapelle, welche gegen Mitternacht daran schließt. Das Gewölbe ist ein einfaches Kreuzgewölbe im Spitzbogen, aber ohne hervorragende Rippen, mit einem Fenster gegen Morgen. Man tritt aus ihm unmittelbar in die Kapelle des Hochmeisters (K). Diese hat gegen Morgen in der Höhe, da wo der Altar sonst seine Stelle hatte und sie jetzt wieder findet, zwei kleine schmale Fenster, nur ein Fensterfach in der Breite habend und zwischen beiden ist noch eines, höher hinauf stehend, von gleicher Höhe und Breite. Die Fenster sind so schmal und klein, daß keine Verzierungen in der Gährung des Bogens anzubringen waren; dagegen findet sich gegen Mitternacht ein größeres Fenster, mit Verzierungen in dem Bogen, die von Stuck gearbeitet sind. Es war später — als die Pohlen gegen Mitternacht einen schlechten Anbau machten, der in der jetzigen Zeit weggeworfen ist — vermauert worden; daß es aber einst offen war, beweisen die Glasreste, welche, als es aufgemauert wurde, noch in ihm befindlich waren. Dies Fenster hat zwei Fächer neben einander, die durch einen Mittelstock getrennt werden.

Die Bildungsart der Kapelle ist eigenthümlich und auffallend. Die eine Hälfte, nemlich die gegen Morgen, ist mit hohem Spitzbogen- und einem Kreuz-Gewölbe überdeckt, einen einfachen Stern bildend. Die Rippen ragen aber nicht hervor, sondern die Kappen stehen mit breiten Ecken auf Kragsteinen, von denen die beiden gegen Abend einfach, die andern beiden gegen Morgen aber mit Blumen und Vierecken verziert sind. Die andere Hälfte des Gewölbes gegen Abend ist mit rundem Bogen und zwar mit einem Tonnengewölbe, überdeckt. Es ist dies der Fall von dem auffallenden Zusammentreffen zwei verschiedener Bogenarten in einem Gemach, von dem ich bereits oben, aber nur im Allgemeinen, sprach. Grund und Zweck sind mir nicht erklärlich, auch dies gehört zu den mancherlei wunderlichen Eigenheiten des Baumeisters. *) Aus diesem tonnengewölbten Theile geht eine Thür über zwei Stufen in Meisters Hinterkammer (P), gegen Mitternacht liegend; eine andere Thür gegen Abend führt gerade in Meisters Kammer (L). Diese Hinterkammer (P) ist ein langer, durch die Breite des ganzen Seitengebäudes gehender, tonnengewölbter Raum; er liegt über dem früher in dem untern Geschos bemerkten Raume, der keinen Boden, sondern nur eine doppelte Balkenlage über einander hatte, und deutlich sieht man, daß auch hier der Boden in späterer Zeit um ein paar Fuß erhöht worden ist. Dies bemerkt man an beiden Thüren, an dem Fenster, an dem Spinde, welches sich in der Mauer gegen Mitternacht befindet, und an den drei Wandblenden, da an jenen erstern Orten Stufen auf den alten Boden deutlich niederführen. Der Zweck dieser Erhöhung wird nicht klar. Eine zweite Thür in dieser Hinterkammer, gegen Morgen, führt auf die Stiege (Q), welche zu dem Sammlungsremter niedergeht; eine dritte ist, wie jene erste, gegen Mittag, und leitet zu Meisters Stube (L). Das Fenster liegt gegen Abend; es ist in der Mitte oben doppelt getheilt, mit einem breiten Flächenraum, einer Art von Hangeboden, davor. Einige Stufen führen zu dem untern Fenster nieder. Rechts in die Mauer hinein geht ein kleines Gemach (m) mit flachem Tonnengewölbe, des Meisters Danzkt, ein kleines Luftfenster gegen Abend habend. Das Merkwürdigste und Unerklärlichste dieses Raumes ist aber ein vielleicht vier Fuß breiter und eben so tiefer Raum in der Mauer gegen Mitternacht (n), nicht in der Mitte, sondern mehr gegen Abend gerückt. Stufen führen jetzt nieder zur alten Bodenfläche, in der Mitte liegt eine steinerne Scheidewand, und das Ganze hat außen rund herum eine steinerne Einfassung. Haspen deuten eine obere und untere Thür an, und eine Rundung in dem Boden, neben der Treppe, dient, um bei Oeffnung der unteren Thür dieser freien Spielraum zu geben. Rinnen innerhalb zeigen Bdden an, die darin lagen. Am allerauffallendsten ist aber ein kleines viereckiges Fenster 1 Fuß hoch und $\frac{1}{2}$ Fuß breit, welches sich hinten in der Mauer findet und eine schmale Aussicht auf das große Sammlungsremter eröffnet, in dies

Remter

*) Man sieht aber auch daraus, daß dem spätern Baumeister das ganze Gebiet früherer Bauweisen unverschlossen war, und daß man immer darauf sehen muß: was herrscht vor und war Grundabsicht des Baumeisters.

Remter aber auf eine unangenehme Weise schief hinein steht, und, von diesem aus gesehen, eben keinen sonderlichen Anblick gewährt. Gewisse Bestimmung über den frühesten Gebrauch dieser auffallenden Einrichtung läßt sich nicht geben, der Vermuthungen sind manche, alle ungenügend. Wenn es von je an ein Spinde war, wie dies noch die meiste Wahrscheinlichkeit für sich hat, so ist jenes kleine Fenster wahrscheinlich ein Lichtloch gewesen, welches man von innen eröffnen und schließen konnte. Warum hatte denn aber das untere Fach nicht auch ein solches Lichtloch? mögte man dann wohl fragen. Nicht bergen kann ich, daß eine andere Ansicht mir auch einiges für sich zu haben scheint: es war das Ganze zuerst ein einziger und nicht sehr hoher Raum, dessen Fensterchen sich der Hochmeister vielleicht bediente, um die in den Sammlungsremter etwa eingelassenen Fremden, die dort noch weilten, vorher zu betrachten; denn es thut oft im Leben gar viel, wenn man Gesichtszüge und Haltung eines Unbekannten sich vorher zur Ansicht zu schaffen weiß, ehe man von dem heimlich Betrachteten gesehen wird, und jener hat vor diesem dadurch vieles voraus, besonders in solchen hochwichtigen Verhandlungen, wie der Hochmeister oft pflog.*) Späterhin ward diese tiefe Mauerblende gewis ein Schrank, und Bedeutendes, so wie Kostbares, scheint in ihm bewahrt worden zu sein, da er stark verfestigt war, welches wohl sogar erst zur Pohnischen Zeit geschehen sein kann, als das Fensterchen seinen Zweck verlor. Möge, neben andern Vermuthungen, auch diese eine Stelle zu verdienen scheinen.

Auf dieser Seite gegen Mitternacht sind noch vier Mauerblenden, die auch die Spuren zeigen, daß sie einst beträchtlich tiefer niedergingen.

Wir treten nun über zwei Stufen, durch eine Thür gegen Mittag, in Meisters Schlafkammer (L), welche in einer Mauern-Folge mit der Kapelle liegt, und in die auch gegen Morgen die Thür, welche oben in der Kapelle gegen Abend bemerkt ward, führt. Sie ist im Spitzbogen ausgeführt, aber im einfachen Gewölbe, mit nicht hervorragenden Rippen, sondern bloß mit kleinen kantigen Rändern, die unten, wo sie aufstehen, in die Wand gleichsam hineingehen. In der Wand gegen Mitternacht sind drei Blenden, in welchen einst offene Schränke waren, worin der Hochmeister wahrscheinlich Kleidungsstücke oder tägliche Geräthe, wohl auch Bücher und minder wichtige Schriften, bewahrte. Drei Wärmedffnungen in dieser Kammer führten die Hitze aus dem darunter liegenden Ofen hier heraus. Gegen Abend hat das Gemach ein Fenster. Aus dieser Stube — die höchst einfach ist, und gewis auch also immer war und die Demut des ritterlichen Obern in Allem zeigt, der nur da in seiner Pracht auftrat, wo nicht seine Persönlichkeit, sondern des Ordens Glanz und Hoheit es erforderte, in den Prunksälen, denen wir jetzt immer näher schreiten — führt gegen Mittag eine kleine Thür auf einen finstern und schmalen Gang (N), der im Spitzbogen gewölbt ist und gegen Mittag eine Thüre auf den Mittelsflur (F), der dicht vor dem Hauptgange (A) liegt, hat. Rechts führt daraus eine Thür in eine nur sehr kleine Stube (M) „Meisters

*) Es ist bekannt, daß höhere Personen neuerer Zeit sich dazu eigener Vorrichtungen oft bedient haben und noch bedienen; z. B. Eöcher, in die Thüren geböhrt, wodurch man das Vorzimmer übersehen kann. Solch ein Eöchlein ist denn doch immer weit kleiner als jenes Fensterchen.

Stobechen" das ist Stübchen, in alten Rechnungen und Nachrichten genannt. Sie hat auch nur ein Fenster gegen Abend, ist aber dadurch merkwürdig, daß sich vier Wärmedöffnungen in sie münden, so daß der alternde Hochmeister, die kampfmüden und in den furchtbaren Kriegen und Stürmen verwundeten Glieder hier wohl erwärmen und pflegen konnte. Das Gemach und Fenster sind im Spitzbogen, und über der Thüre ist ein kleines Fenster. Diesem Stübchen gegenüber ist ein kleines finsternes Gemach (O), das wohl einst Meisters Dienerkammer sein konnte und welches nur eine kleine Lichtscharte gegen die Seite hinaus hat, wo in der Altzeit im Innern die Treppe hinauf ging, von der man auf den großen Flur hinaustrat, welchen Ausgang (a) wir schon vorher betrachtet haben.

Aus des Hochmeisters Wohngemächern begeben wir uns nun auf den Mittelflur, und bemerken beim Heraustreten über der Thüre ein schwaches Gemälde: einen behelmten wilden Mann oder ein erdichtetes menschenähnliches rauhes Thier, mit Vogelflauen an den Füßen (alles ist sehr undeutlich geworden und überdies auch von schlechter Malerei), Wappenschilder tragend; zu jeder Seite ein sitzender Bär, das Wappen der Jungingen, welches Geschlecht einst dem Orden einen Hochmeister, Konrad, gab, der von 1394 bis 1407, und einen zweiten, Ulrich, welcher von 1407 bis 1410 diese Würde bekleidete, in welche Zeit daher auch das Wappen gewis zu setzen ist. Der Theil des Flures (F) vor dieser Thüre ist gegen Mittag, wie schon oben im Vorbeigehen bemerkt, undeutlich, da ganz neues Mauerwerk eingemischt ist und überdies auch im alten Mauerwesen Verwirrung herrscht, so daß es wahrscheinlich ist, selbst während der ersten Anordnung wechselte die Ansicht des Baumeisters, wie die Verbindung zwischen den Gemächern bewirkt werden sollte. Allem Vermuthen nach war hier eine Thür, wenigstens gewis ein Fenster, in den finstern Gang (R) und daraus in die dahinter liegende Stube, rechts aber in der Ecke eine Thüre auf die breite Windtreppe (S).

Wir wenden uns gleich den langen Gang (A) gegen Abend entlang, dem prachtvollen Verkündiger noch größerer Schönheit der innern Räume. An der Wand zur linken Seite, indem wir auf ihm entlangst gehen, sehen wir zuerst ein Lichtloch auf die breite Windtreppe, dann einen Eingang in des Meisters kleines Kämmer (p), hierauf eine Thüre zu der kleinen Windtreppe, und zuletzt den großen, mit gediegener Festigkeit geschmückten Eingang zum großen Kämmer. Rechts aber schließen sich an die volle Wand bald vier breite Fenster hinter einander an, unten zwei Fächer, oben darüber eben so viel, mit breiten einfach verzierten Kreuzen von Stuck. Die Wand an den Fenstern ist innerhalb, um mehr Eintritt des Lichts zu gewähren, sehr bedeutend abgeschwächt, und der obere überhangende Theil der Mauer wird, an den Fenstern, welche der Wohnung des Hochmeisters zunächst, durch 2 schlanke, achteckige Granitpfeiler unterstützt, die oben und unten gleich dick sind (wie überhaupt dies bei allen Granitpfeilern im ganzen Schlosse der Fall ist) und keine Kopfesimise, keine Füße haben; oben, über der ersten Fensterreihe, ist jeder durch einen Bindestein (von der Dicke des Pfeilers, aber viereckig, mit abgeschrägten Ecken, so daß ein ungleichseitiges Achteck entsteht) verbunden mit der dahinter liegenden Hauptmauer, welche indessen hier, um mehr Festigkeit bei ihrer Abschwächung zu gewinnen, nicht aus Ziegeln, sondern aus behauenen Kalksteinen besteht. Zwischen dem dritten und vierten Fenster fehlt der Pfeiler unten, und es ist bloß

in der Höhe ein steinernes Knie da, der Bindestein, mit einer an seinem Ende befindlichen kleinen Gewölbstütze, welche die Gestalt der andern Pfeiler hat. Dies ist darum, weil beim Fenster vorher der Brunnen (q) aufsteigt und man Platz zum Ausspülen der Gefäße und zu den Ausgüssen, die an dieser Stelle von außen über Granitrinnen gehen, verschaffen wollte. Auch stand unter diesem Knie ein steinernes Waschbecken, Meisters Handsaß genannt, welches seine Stelle, die es im Jahre 1785 verlor, jetzt wieder erhält. Vor dem Brunnen, in dem Fußboden, liegt ein flaches Becken im steinernen Boden, welches, mit einem Loche versehen, das übersprügende oder auch ausgossene Wasser aufnahm und durch die Rinnen ableitete. Endlich steht noch dahinter, vor dem vollen und nur abgeschmieigten Eckmauerpfeiler, ein achteckiger Granitpfeiler, wie bei den ersten Fenstern, doch fehlt über ihm der Bindestein, indem die volle Eckmauer auf ihm ruht; seine Höhe ist der der andern Pfeiler bis zum Bindesteine gleich. Gegen Abend ist nur ein Fenster, unten mit drei Fächern neben einander, und darüber mit zwei Fächern. Alle sind mit geraden Sturzen. Die Verzierung hier, und in allen andern Fenstern des Ganges, ist, in dem obersten Fache der am höchsten stehenden Fenster, eine halbe Rose, da sie von etwas geringerer Höhe sind, und bei den untern Fenstern, welche länger, ist es eine ganze Rose. Ueber dem Fenstersturze aber und allenthalben steigt die Wölbung sehr hoch (wenn auch in allen Räumen gleich hoch, hier scheinbar noch höher, durch die geringere Breite des Ganges) und im schlanksten Spitzbogen empor; die einfachen aber hervorragenden Rippen des Gewölbes stehen oben in der Höhe auf kleinen Simsen. Die Länge des ganzen Ganges beträgt 63, seine Breite nur 10 Fuß, und nach seiner ganzen Länge zur rechten Hand aus, liegt eine, ungefähr ein und einen halben Fuß breite Steinplatte in halben Fußes Höhe, als eine Stufe.

Zu Ende des Ganges links findet sich der Eingang (o) in des Meisters großes Remter (B), in einfacher aber seinen Eindruck nicht verfehlender Größe. Fricke stellte ihn, nach Gilly's Zeichnung, Taf. X. vor. Auf jeder Seite sind 2 ganze Kalksteinpfeiler voraus, und dahinter zwei halbe Kalksteinpfeiler, vor der Wand stehend und die obere Decke des tief eingelegten Eingangs tragend. Hinter diesen Granitpfeilern ist eine mit Stabwerk eingelegte Wand, deren einfache Verzierungen aus Stuck verfertigt sind. Darunter ist auf jeder Seite eine Steinbank, der die Pfeiler zur Seitenlehne dienen. Auf der breit hervortretenden Platte über der Thüre ist eine geräumige Empore, zu der man auf der kleinen Windtreppe gelangt, und auf dieser standen wahrscheinlich, wenn sich feierliche Züge in den Saal begaben, Pauker und Drommeter, oder überhaupt „Spielleute,“ wie sie die alte Zeit nannte.

Und nun treten wir, durch die mit geradem Sturze eingedeckte, geräumige Pforte, in das prachtvolle, herrliche große Remter des Meisters, in den mächtigen Saal, der 45 Fuß lang und 45 Fuß breit ist, dessen Gewölbe ein einziger schmächtiger achteckiger Granitpfeiler, von 26 Zoll im Durchmesser, trägt. Hier erlahmt selbst der Pinsel, wenn er das treffliche Werk nachbilden soll, *) wie vielmehr die bloße Beschreibung! Was so daher der Einbildungskraft

*) In Fricke's trefflich geschnittener Zeichnung, Taf. XI., erreicht das Bild des Saales Herrlichkeit

nur schwer vorzumalen sein möchte, wird am besten dem untersuchenden Verstande dargelegt werden können, wenn wir an die Beschreibung, die wir, so weit wir vermögen, geben, eine Nachweisung der Maße des Innern, wie bereits begonnen, anfügen. Die Gewölbe, deren Spitze zu einer Höhe von $29\frac{1}{2}$ Fuß von dem Esterich aufsteigt, sind in dem reinsten und schönsten Spitzbogen ausgeführt, und die Spannung beträgt 22 Fuß. Von eigentlichen Gewölbeabtheilungen läßt sich in dem großen Raume nicht sprechen, indem alle Rippen, sechszehn Hauptgurten an der Zahl, von dem mittleren Schlusssteine, der als Kopfgesimms auf dem Pfeiler ruht, leicht, kühn, genau und zierlich emporsteigen (oder auf ihn niedersetzen, wie man es annehmen will). Man sehe die Ansicht des Gewölbes, Taf. XVIII. 24., in Frick's belehrenden Kupfertafeln. Die Leichtigkeit und Schönheit der sich ausbreitenden sechszehn Haupt-Gewölberippen führt schnell zu manchen Vergleichen; denn wohl kann man sagen, daß das Gewölbe in seinen Rippen sich hier wie zu einem zierlichen Blumenkorbe vereinigt, der sich, je höher er wird, immer weiter ausbreitet; ja, man könnte auch wohl den vielfachen Strahl eines Springbrunnens darin sehen, der, in immer gleicher Stärke, emporsprudelt und sich wölbt. Wie matt alle diese Bilder und Vergleiche, gegen das große Werk selbst gehalten, sind, fühlt keiner mehr, als ich selbst, aber man sucht doch gerne dem, der nicht in der Wirklichkeit, nicht im Bilde das Kunstreiche sehen und bewundern kann, durch Vergleiche die Einbildungskraft aufzuregen und wenigstens zu einer allgemeinen Vorstellung zu reizen.

Betrachten wir nun das Ganze und Einzelne genauer. Ein achteckiger Pfeiler, von schönem, feinkörnigen und glatten Granit, trägt, wie gesagt, den Schlussstein und die Masse der Rippen. Die Höhe des Pfeilers ist $13\frac{1}{2}$ Fuß, seine Dicke ward schon oben angegeben. Der Knauf ist ganz einfach mit wenigen Gliedern verziert, eben so ist es der Fuß, welcher zwei Abfäße hat. Beide bestehen aus Kalkstein; wie denn überhaupt auf allen Pfeilern, von denen die Rippen so leicht und zierlich aufsteigen, das obere aufgesetzte Stück, worin die Anfänge der Rippen gearbeitet sind, aus Kalkstein gemacht ist, welcher am leichtesten in diese Gestalt zu bringen, und doch Festigkeit gewährt. Anfangs ragen die Rippen nicht über die obere Knaufplatte hinweg, sondern sind von gleich geringem Durchmesser wie diese, und daher das Leichte, Kühne, Zierliche so vieler mit äußerster Glätte und Genauigkeit gearbeiteter Gurten auf ein und demselben kleinen Raume. Langsam erst gehen sie aus einander und entfalten sich, da die bedeutende Höhe des Gewölbes diesen langdauernden Schein der Schwächigkeit und Zierlichkeit verstatet. Alle diese einfach gegliederten Rippen, sie stehen nun auf dem Pfeiler, sie werden in der Gährung betrachtet, oder man sehe sie an den Wänden auf den Kragsteinen, sind mit der allergrößten Genauigkeit gemacht, so gerade, so glatt, so rein bearbeitet, daß man sagen möchte: man sähe ein altdeutsches Bild vor sich, worin das Höchste und Herlichste, so wie das geringste Beiwerk, mit gleicher Liebe, Sorgfalt, mit nie ermüdendem Fleiße gearbeitet sind. Und das ist eben eine der bewundernswürdigsten Eigen-

doch lange nicht. Von dem ganz erbärmlichen Nachsich, in dem Taschenbuch für 1820: „Die Vorzeit,“ kann hier gar nicht die Rede sein.

thümlichkeiten aller, wenigstens gewis der meisten Bauwerke der ersten Zeit der deutschen Ritter und ihres Einflusses in Preußen, daß Jegliches mit der liebevollsten und mit ächt künstlerischer Sorgfalt begonnen und vollendet ist. Bei diesen großen und herrlichen Bauwerken, vor allen bei dem Schlosse Marienburg und der Danziger Marienkirche, sieht man, daß Alles, mit dem vollen Bewußtsein und der Liebe, womit es begonnen wurde, vollendet ward, und bei dem jahrelangen Baue möchte man wohl auch hier anwenden, was der Fortsetzer des von Eschenbach'schen Titulrel sagt: „auf nimmt ein Meister das Werk, wenn es ein anderer mit Tode hat geräumer.“

Sechzehn Hauptrippen, wie schon bemerkt, scheiden sich leicht dem Blicke und schlagen auf sechzehn Kragsteine an der Wand über. Die andern nothwendigen Brechungen der Decke sind so einfach zu verfolgen, daß das zusammengesetzte Gewölbe (man vergleiche die unserm Grundris eingezeichneten Gewölbezüge) sich doch leicht jedem Beschauenden auseinander legt. Es ist ein Kreuz von vier länglichen Nauten, in einem ungleichseitigen Achteck stehend, mit vier langen spitzwinkligen Dreiecken dazwischen, deren Grundfläche die kurze Seite des Achtecks ist und auf welcher sich noch nach außen ein kleines rechtwinkliges Dreieck findet. Die Bogenrinnen der Wölbung oben bilden auf allen Seiten um den Mittelpfeiler ein gleichseitiges Viereck, streng in dem Mittelpunkt zwischen Pfeiler und Wand liegend. Alles theilt sich aber in die einzig mögliche Form der Kappen, in eine große Menge kleiner Dreiecke, recht-, spitz-, und stumpfwinkliger. Die Gurten stehen auf beträchtlich starken, wohl $\frac{1}{3}$ ihrer ganzen Stärke aus der Mauer vortretenden, Kragsteinen mit gerundeten Gliedern, die immer spitzer und enger werden und wie ein großer, mächtiger, sich verjüngender Säulen-Knauf aus der Mauer hervor ragen. Nur die Mauer gegen Mitternacht, worin die Thüre steht, und die gegen Morgen, haben das eigene, daß sie unten verstärkt sind, oder der obere Theil kann auch als verjüngt und abgeschmiegt angenommen werden. An diesen beiden Seiten tritt unter dem Kragsteine die Mauer, nach oben zu abgeschragt, um einen Fuß breit hervor, so daß die Kragsteine nicht so bedeutend ausragen, die an den andern Seiten voll und mächtig aus der Wand springen. Was die Fensterstellung betrifft, so wird der Saal, wie der Gang davor, durch eine Doppelreihe von Fenstern erleuchtet, von denen die untere drei Abtheilungen von gleicher Breite neben einander hat; die darüber stehenden Fenster haben aber nur zwei Abtheilungen, deren jede so breit ist, wie die der untern Abtheilung. In dieser Fensterstellung zeigt sich gegen Mittag einiges Sonderbare, welches dem Uebrigen nicht entspricht, wo aber wieder die Ortsbeschränkung die Aufopferung der Uebereinstimmung hervorbrachte. Die beiden ersten Fenster, links unten, haben nemlich nur zwei (nicht drei) Abtheilungen, und darüber stehen die gewöhnlichen zwei Abtheilungen; durchweg stehen diese Doppelfenster natürlicher Weise senkrecht über den untern, aber bei dem ersten links ist die Ausnahme gemacht, daß es beträchtlich mehr rechts gerückt ist, dem Pfeiler näher, da der Pfeilerraum links sehr geringe ist und die hervorspringenden Rippen, die ausgehöhlten und breiten Kappenränder, über das Fenster hinweg geragt hätten, wodurch es finster, wenn nicht gar schief in seinem Sturze, welches den unangenehmsten Eindruck gewährt haben müßte, geworden wäre. So wählte der Baumeister einen weniger leicht in die Augen fallenden Uebelstand, indem er das

obere Fenster aus seiner senkrechten Stellung, die es über dem untern erhalten sollte, rückte. Solcher zwiefachen Fenster unten, wie eben bemerkt, sind aber auch nur zwei, die ersten beiden links gegen Mittag; die andern beiden nach derselben Himmelsgegend, die vier gegen Abend und die zwei gegen Mitternacht, sind wie zuerst bemerkt. Die Einrichtung der Fenster selbst im ganzen Saale ist diese, daß jedes durch zwei Kreuze in drei Fächer getheilt wird, wobei die untere Fensterreihe höher ist, als die obere. Dennoch hat die obere mehr Schmuck, indem das obere Drittheil eine vollständige und eine halbe vierblättrige Rose (oder wenn man lieber und bezeichnender will, ein ganzes und ein halbes vierblättriges Kleeblatt) zum Schmuck hat, in deren Bogen nur kleine Glasstückchen stehen können; die untern Fenster haben aber nur eine solche vollständige Rose, in ihrem oberen Fache, die beiden untern Fächer sind durchweg ohne solche Verzierungen, die zu viel Licht verdrängt haben würden und auch überhaupt immer nur in den Obertheilen der Fenster erscheinen. Daß die Kreuze und die Rosen von Stuck gearbeitet sind, versteht sich bei altdeutscher Art und Weise und in diesem tüchtigen Baue von selbst. Es ist dies die einfachste Fensterverzierung, welche zu geben möglich war, und sie entspricht ganz der gediegenen Kraft und Würde des Gebäudes; mehr Verzierungen, bei dem geringen Raume und der Einfachheit des Ganzen, würden sogleich ins Kleinliche ausgeartet sein.

Höchst merkwürdig ist, wie bei der gediegenen Masse und Schwere des Außern, die nothwendig war, eine solche Last zu tragen, der Baukünstler doch das glänzende und helle Licht in den Saal zu sammeln wußte. Wir müssen hier seine Geschicklichkeit und Kühnheit auf gleiche Art bewundern. Zehn Strebepfeiler und zwei Seitenmauern, von denen die eine gegen Mittag auch als Strebepfeiler zu betrachten ist, also in allem elfe, halten von Grund aus das mächtige Viereck fest, zwingen die Steine in ihre Fugen und widerstehen dem Druck der Last, dem Schieben der Gewölbe. Breit vortretend, wie Flügel die Fenster beschattend, mußten sie das Licht beschränken, aber der Künstler wußte durch seinen kühnen Entwurf auch dem zu begegnen. Gegen Mittag stehen vier Strebepfeiler, und ein fünfter ist der mächtigste, der Eckpfeiler. Von jenen wurden drei (der eine, der die dicke Seitenmauer gegen des Meisters kleines Kämmer, C, bildet, und die beiden andern, welche die zwiefachen Fenster einschlossen) ganz erhalten, theils vielleicht, weil hier der Doppeldruck von den beiden Kämmer-Gewölben meist hinfiel, theils, weil die Mittagsseite doch die hellere war. (Der Nothwendigkeit der Mauerverstärkung hatte man auch schon die dritte Fensterabtheilung geopfert). Gleiche Verstärkung lag an der andern Ecke, bei der Thüre (o), nur beim Anblick des Saales selbst nicht so deutlich, auf dem Grundrisse aber unverkennbar; denn diese Verfestigung geht gerade bis zur Mitte der Saales-Länge, so wie sie sich auch auf der Seite gegenüber (der mittäglichen, wie eben berührt), so weit erstreckt. Von der Sohle der untern Fensterbrüstung an, bis zur Höhe der untern Fenster, ist der Strebepfeiler beinahe ganz weggelassen, nur ein kleines, dabei auch noch abgeschmiegtes und verringertes Stück desselben blieb vor der Mauer stehen. Da aber nun auch die schmale Mauer aus gebrannten Ziegeln dem Drucke des Gemäuers darüber und dem Schieben der Gewölbe nicht hätte widerstehen können, so ist diese Mauer zwischen den Fenstern, der Mitternacht und der Abend-

seite, von behauenen Kalksteinen. Man kann nicht genugsam auf die große Zweckmäßigkeit und sinnige Benutzung aller der Baumittel aufmerksam machen, welche dem Künstler zur Hand lagen. Der über dem Sturz der untern Fensterreihe wieder eintretende volle Pfeiler wird, in diesem seinen dadurch überhangenden obern Theile, durch zwei schlanke achteckige Granitpfeiler unterstützt, die auf der untern stehen gebliebenen Sohle ihre Aufstellung haben, so daß man beim Hinausblicken nichts vom Strebepfeiler, sondern nur ein breiteres Fenstergewände und diese zwei leichten und zierlichen Pfeiler sieht. So gewinnt nun das Licht vollen Eintritt, und auf diese Weise sind der eine Strebepfeiler gegen Mittag, die drei mittlern Strebepfeiler gegen Abend, und der eine gegen Mitternacht eingerichtet (der andere gegen Mitternacht ist wieder voll, da er in der Verstärkungslinie steht). Ueber diesen Granitpfeilern am vollen Pfeiler findet sich eine schwache Mauerblende, mit scheinbar Durchbrochenem, im runden Bogen verziert, um so von außen noch eine scheinbare Schwächigung der Last fortzusetzen und ihre bedeutende Stärke für das Auge zu mindern. Damit aber dem Mauerwerk selbst kein Schade geschieht, stehen starke Klammerhaken von Eisen von vorne zwischen den Pfeilern hinten gegen die Mauer auf und sind damit verbunden und verklammert. Deutlicher zeigen dies die Fric'schen Kupferstiche Taf. XVII. 4. 56., wo die einzelnen Pfeiler mit ihrer Verklammerung dargestellt sind. Außerdem sieht man diese Einrichtung auch an dem Aufris der Abendseite, welche Fric Taf. XII. gab; da aber diese doch noch einiges Undeutliche zu haben schien, so ist diesem Buche die Taf. VI. hinzugefügt worden, auf der man die prachtvollste Seite des Gebäudes in ihrer ganzen Schönheit sehen kann. Zu bemerken ist noch, daß diese Seite durch kleine Hütten und schlechte Häuserchen sehr verbaut und versteckt war, die aber jetzt auf Befehl Sr. Majestät des Königs eingerissen werden, um den vollen und ungestörten Blick auf das Ganze zu gewähren. Außerdem stehen an den Eckpfeilern, in der Höhe, auf jeder Seite (man vergleiche Taf. VI.), drei dreimal abseigende, unten schmaler, oben breiter werdende Kragsteine (wenn man sie so nennen darf) von geringer Breite, oder vielmehr kragsteinartige Untersäzflächen von Kalkstein, welche scheinbare Träger der darüber mehr hervortretenden Zinnen sind.

Die zwei großen und ungeheuren Eckpfeiler, die thurmähnlich — wie auch die Zinnen darauf (wovon später) Eckthürme andeuten — aber nicht innerhalb hohl, sondern voll sind, konnten nicht durchbrochen werden, ohne der ganzen Masse den Einsturz zu drohen; denn sie zum Theil allein müssen dem Druck des Saalgewölbes und Daches widerstehen; sie aber ganz zu lassen, würde eine unangenehme Schwerfälligkeit gegeben haben, weshalb sie an den Ecken, die von dem Saale aus sichtbar sind, nach außerhalb zu, um $3\frac{1}{2}$ Fuß abgeschmiegt wurden; der dadurch entstehende überhangende Theil des Strebepfeilers wurde an jeder Ecke durch einen Granitpfeiler unterstützt, wodurch der Eckpfeiler die Gestalt eines ungleichseitigen Fünfecks gewinnt; man vergleiche dazu unsere Tafeln IV und VI., und bei Fric Taf. XII.

So schwebt im Innern das Ganze leicht und kühn, und dem zierlich aufsteigenden Mittelpfeiler entsprechen die gegenüberstehenden Fensterpfeiler; denn die meisten derselben (man nehme die volle Wand gegen Morgen und die halbe Thürwand gegen Mitternacht aus) ha-

ben nur die Breite von $2\frac{1}{2}$ Fuß, der breiteste gegen Abend hat $5\frac{1}{2}$ Fuß, der zweite, minder breite, hält 4 Fuß, die andern alle haben nur die angegebene geringste Dicke. Die eben so kühnen, als künstlichen und geschmackvollen Abschniegungen bewirken dies.

Die Wand gegen Morgen hat, der einzigen Thüre in den Saal zunächst (welche mit einem flachen Bogen, der indessen nicht von Ziegeln, sondern von behauenen Kalksteinen, unstreitig des größern Drucks wegen, gemacht worden, überdeckt ist), einen breiten Schentisch (r) in der vollen Mauer, der in seiner bedeutenden viereckigen Oeffnung von dem Saale aus beleuchtet wird. Die Altzeit nannte einen solchen Schentisch „Schenkbank“ und diesen Namen wollen auch wir im Verlauf dieser Beschreibung wieder gebrauchen. Rinnen und Röhren von Blei führten das übergeschüttete Getränk davon hinweg in die Abzugsrinnen beim Brunnen. Eine volle Thür, die bis 1783 vorhanden war, diente einst zur Verschließung, und davon finden sich noch die Thürsalzen in der Steineinfassung, und die Löcher, in welchen die Thürhaken, mit Blei vergossen, standen: wonach die neue Besserung gemacht wird. Ein Gang (s) führt außerhalb in der dicken Mauer zu der Schenkbank, der auf die Vorhalle (p) zum kleinen Remter sich öffnet und von da, vorbei der Schenkbank (r) des kleinen Remters, auf die breite Windtreppe geht, über welche der Wein und die Speisen an den feierlichen Festen heraufgeholt wurden. Auf derselben Seite, nicht ferne von der Schenkbank, ist ein großes Ramin (t), mit lang überhangendem und etwas schwerfällig aussehendem, der Leichtigkeit des Saales nicht entsprechenden Mantel. Man möchte daher wohl, der Zierlichkeit und Schönheit des Saales zu Liebe, auf den Gedanken kommen, daß dieses Ramin erst aus späterer Zeit herrühre, wogegen aber alles streitet. Ueber diesem Ramin, am Schornsteine, ist die feinerne Kugel eingemauert, welche einst die Pohlen, durch Verrätherei begünstigt, hineinschleuderten, um mit ihr die Stütze des ganzen Gewölbes, den Granitpfeiler, zu zertrümmern, den im Saale befindlichen Statthalter (nachherigen Hochmeister) Heinrich von Plauen mit allen seinen Rittern unter die stürzenden Trümmern zu begraben, und so sich mit einem male von den verhassten Feinden zu befreien. Der Plan, der überdies wohl auch schlecht berechnet war, indem schwerlich ein so schneller Sturz der Decke bewirkt worden sein möchte, mißglückte durch Gottes allmächtige Hand, welche die Kugel um Weniges nur von dem Pfeiler entfernt hielt und sie der festen und dadurch nicht zu erschütternden Mauer zuführte. Bei der damaligen Belagerung scheint auch schon einer der äußern Granitpfeiler an dem unterbrochenen Strebepfeiler zertrümmert worden zu sein, der in späterer Zeit aus mehreren Granitstücken zusammengesetzt war und im Jahre 1821 mit andern fehlenden durch Marmorpfeiler, in Schweden gearbeitet, ersetzt wurde. Um die übrigen drei Seiten des Saals, und gegen Morgen zwischen dem Ramin und dem Fenster, geht unter den Fenstern eine Steinbank rund um, theils um darauf zu sitzen, theils aber auch, um, auf ihr stehend, die Fenster eröffnen zu können. Ueber die Art und Weise, wie diese verschlossen waren und geöffnet wurden, findet sich keine Spur mehr. Der obere Theil derselben wird in neuer Farbenpracht der Glasmalerei prangen, die untern Fenster aber werden aus bloßem weißen Glase bestehen.

Wir treten nun durch die Eingangsthüre (o) auf den Gang (A) wieder zurück, gehen bei der kleinen Windtreppe (T) vorbei, und gelangen dann sogleich zu der breiten, vierecki-

gen

gen Thüre, wodurch man in eine schwache Vorhalle (p) vor des Meisters kleinem Kemter kommt, wenn man dies Vorhalle nennen will, was eigentlich nur in die dicke Mauer gelegter Thürraum ist. Rechts ab daraus geht man zu der Schenkbank von Meisters großem Kemter, links ab geht es, bei der Schenkbank von dem kleinen Kemter vorbei, auf die große Windtreppe (s); gerade zu, gegen Abend, tritt man durch eine niedrige, viereckige Eingangsthür in das kleine Kemter (c). Die Wölbungsart dieses, um einen nicht unbedeutenden Theil kleineren Saales als der vorige (er hat nur 39 Fuß in seiner Länge und eben so viel in seiner Breite) gleicht vollkommen der des großen Kemters; sie hat vollständig dieselbe Grundgestalt und so sind diese beiden Gewölbe auch als leitend für die beiden Zimmer anzusehen, deren Gewölbe ganz vernichtet sind und wieder hergestellt werden müssen, und in welche wir aus diesem Kemter treten werden. Das Gewölbe ruht auch hier auf einem achteckigen Pfeiler, der gar kein Kopfgesimse hat, sondern bei dem die sechzehn Gurten theils unmittelbar durch die acht Kanten des Pfeilers fortgesetzt scheinen, theils in die dazwischen liegenden Flächen scheinbar hineingehen. Man möchte daher diesen Pfeiler gewissermaßen den bis zum Boden niederhangenden Schlussstein des Gewölbes nennen. Gegen Mittag sind vier große viereckige Fenster mit Steinkreuzen. In den obern Vierecken sind die doppelten Stuckverzierungen, wie in den obern Fenstern des großen Kemters, nemlich eine ganze und eine halbe Rose, die untern Fenster sind aber glatt. Die beiden links befindlichen Fenster, von den viere, welche der Saal hat, sind mit ihrer Brüstung etwas tiefer hinaus gelegt als die beiden andern, auch sind die Strebepfeiler hier schwächer; der eine Pfeiler ist beinahe um die Hälfte, der Eckpfeiler um beinahe $\frac{2}{3}$ weniger hervortretend, als jene beiden andern, welche den ihnen zunächstliegenden Strebepfeilern des großen Kemters entsprechen. Rund umher geht auch hier eine Steinbank, aber an der Seite, wo die Schenke sich findet, ist nur ein kleiner Theil derselben. Die Rippen, welche hervorragend und stark abgesetzt, enden auf großen, breiten, etwas schwer aussehenden Vierecken, auf denen zur Verzierung einzelne Ränder, Nehlungen und dergleichen sind. Alle diese Kragsteinfelder, wie man sie nennen möchte, stehen natürlich in gleicher Linie, und sind von gleicher Größe, nur das eine über der Eingangsthür gegen Mitternacht steht höher und ist kürzer. Feuerungsrohren öffnen sich im Boden. Gegen Mitternacht ist die Schenkbank (r), welche eine gleiche Einrichtung wie jene hat, die wir schon im großen Kemter betrachteten. Sie ist bereits mit Thüren versehen und in ihrem alten Zustande, wie denn überhaupt dies Kemter vollkommen wieder hergestellt und durch Thüren geschlossen ist. Der Fußboden ist von Stuck gelegt, die Fenster sind mit Glasmalereien versehen, welche in der Mitte die Wappen der Hochmeister zeigen, die einst in Marienburg wohnten, mit Namens-Unterschrift. In den obern Theilen sind verschiedene Verzierungen von gemaltem Glase, der untere Theil hat helles durchsichtiges Glas, in Fenstern, die geöffnet werden können.

Von hier fängt die hauptsächlichliche Zerstörung des Gebäudes an, indem schon die Pohlen es für ihre Bedürfnisse wohnlicher einrichteten, die Gewölbe zweier Zimmer und des halben Hausflurs (D, E, G) niederschlugen und, in der Mitte eine Balken- und Rohrdecke ziehend, zwei Stockwerke daraus machten. In ihrer ursprünglichen Gestalt angenommen,

die sie in Kurzem wieder erhalten werden, führte aus dem kleinen Remter gegen Morgen eine schmale und niedrige Thür in ein Zimmer von zwei Fenstern (D), das einst in der Mitte auch auf einem Granitpfeiler ruhte, der nicht mehr da ist, wie von den Kragsteinen und Gurten sich auch keine Spuren mehr zeigen. Hier sind keine Strebepfeiler mehr außen, sondern nur breite, tief ins Zimmer hinein tretende Fensterpfeiler. Auch hier öffnen sich mehrere Feuerungsrohre im Boden. Gegen Mitternacht ist ein Ausgang auf den finstern Gang (R) neben dem Flur, den wir bereits oben kennen lernten, gegen Morgen aber eine Thüre in das große Zimmer (E), von dem schon oben die Rede war, Meisters Gemach. In ihm zeigen sich noch die Reste der Kragsteine, welche die Rippen trugen, sie sind rund gearbeitet und nur klein. Dies wären des Prachtgebäudes wohnliche Räume.

Zinnen und Dach.

Noch einmal müssen wir auf die kleine Windtreppe (T) zurückgehen und auf dieser vom obern Gange aus höher emporsteigen, wo wir dann zuerst über der Thüre zum großen Remter auf eine Empore kommen, die wohl dazu diente, bei großen Gastmahlen und Festzügen, Pauker und Drommeter aufzunehmen, welche die eintretenden Gäste begrüßten. Auf der andern Seite, über dem Gange vor der Schenkbank des kleinen Remters, ist ein bloßer Gang in der nicht ausgefüllten Mauer. Steigt man nun noch höher hinauf, so kommt man zu der obern Fläche der Gewölbe, wobei beide Säle, das große und kleine Remter, sich tüchtig und bedeutend zeigen, wie eine innerhalb vertiefte, im Viereck umwallte Schanze. Auf den Seitenmauern dieser Gewölbe ruhen jetzt die Dachbalken, die aber einst, als die Zinnen noch statt fanden, ganz anders lagen, wie denn überhaupt damals das ganze Dach weit schmaler (aber wahrscheinlich beträchtlich höher) war und nicht überhangend, wie es jetzt ist. Nach einzelnen Resten nehmlich, und nach der Anleitung, welche das Dach auf dem Sammlungsremter-Gebäude giebt, gingen zuerst verdeckte Zinnen, mit Schießfenstern und Scharten, um den Haupttheil des Gebäudes, und über diesen waren noch offene Zinnen. Ueber jenen bedeckten und hinter den offenen Zinnen fing erst das Dach an. Diese Zinnen waren oben mit großen Steinen belegt, welche zugleich zum Wasserablauf dienten, wie solches noch zwei an der einen Ecke über dem großen Remter vorhandene Steine zeigen. Auf den Ecken des Hauptgebäudes, welche, wie schon oben bemerkt, thurmartig hervortreten, hatten diese Zinnen auch eine erkerartige Gestalt. Sie werden, nach Anleitung der noch vorhandenen Spuren und alten Zeichnungen, wieder hergestellt werden und zeigen sich Tafel VI. deutlich.

Durchschnitt und Aufris.

(Hierzu Tafel V und VI.)

Je mehr es einem jeden meiner Leser klar sein wird, daß Manches hier in der Beschreibung noch eines versinnlichenden Bildes bedürfte, oder auf Anschauung des Prachtbaues selbst gestützt sein mußte, um so mehr war es mein Bestreben, die Darstellungen wenigstens dem Buche einzuverleiben, welche einen Ueberblick der hauptsächlichsten Theile gewährten. So entstanden die beiden Kupfertafeln, zu denen hier ein paar Worte gesagt werden sollen.

Schon Frick gab Taf. XVII. 1. seines Werkes einen Durchschnitt des Theiles vom Mittelschlosse gegen Abend, worin das große Kempter und die darunter liegenden vier Gemächer durch alle Stockwerke sich befinden. Die Irrthümer in Hinsicht des untern Gewölbes sind schon berührt: es zeigt auch den flachen merkwürdigen Bogen, nicht den bei Frick angenommenen Spitzbogen. Was Frick nur auf die übereinander liegenden Zimmer gegen Abend beschränkte, ist hier auf einen Längendurchschnitt des Gebäudes von Morgen gegen Abend ausgedehnt worden, so daß die merkwürdige Vorderwand gegen Morgen auch angedeutet ist. Wir sehen hier (Taf. V.) den ganzen Zug der Gemächer durch alle Stockwerke, wo brauchbare Räume sind, wo bloße Stützgewölbe, wo mit Erde ausgefüllte Mauern. Die Zimmer und Keller näher zu bezeichnen, wie sie in den vier Grundrissen mit Buchstaben versehen sind, habe ich für überflüssig gehalten, da es genügen wird, die vier Grundrisse dagegen zu halten, und sich zu erinnern, daß der Durchschnitt von Morgen gegen Abend gemacht ist und wir also hier die Seite gegen Mittag vor uns haben. Was in der Beschreibung der verschiedenen Fenster etwa dunkel geblieben sein möchte, wird sich hier, durch die in der Durchschnittszeichnung befindlichen Fenster, hinlänglich erklären, wie auch Einzelnes in Hinsicht der Granitpfeiler-Stellung, der Gewölbe, des Aufsetzens der Gewölbe auf Wand und Granitpfeiler u. s. w. dadurch klarer werden wird.

Mit dem Aufris hat es gleiche Verwandtnis; ihn gab zwar Frick, Taf. XII., aber mehr malerisch ergriffen, auch stellte er die Abendseite schräg, so daß man den Theil des Gebäudes dabei sieht, welcher den Gang enthält. Es schien daher zweckmäßig, einen neuen Aufris, der bereits früher entworfen und bloß in baulicher Hinsicht gemacht war, diesem Werke auf Taf. VI. hinzuzufügen. Durch ihn wird in der Form des Gebäudes, in der Gestalt der Fenster, in der Einrichtung der merkwürdigen Fensterseite, rücksichtlich der untern Fensterabtheilung beim großen Kempter, mehrsich klarer versinnlichen und der gelieferten Beschreibung zu Hülfe kommen. Außerdem verdient aber auch diese Seite eine wiederholte Abbildung, weil sie die prachsvollste und würdigste Außenseite des ganzen Gebäudes ist.

Im Vorbeigehen bemerke ich noch, daß ausführliche Betrachtungen über die Gewölbe hier nicht an ihrer Stelle schienen, da gerade die eigenthümlichen Gewölbe mit Spitzkappen die bis jetzt nur in Preußen mir vorgekommen sind (und in einer alten Kirche Brandenburg's), nichtmehr im Schlosse vorhanden waren, weshalb ich an anderer Stelle davon sprechen werde. Ueber die Gewölbe-Schläge selbst sind übrigens die Grundrisse anzusehen, in welche sie jeder Zeit gezeichnet sind, und eine ausgeschattete Ansicht liefert von den bedeutendsten Frick, Taf. XVIII., wo auch die Gestalt der Rippen bemerkt ist, von denen sich ebenfalls dort Durchschnitte auf Taf. XVI. befinden.

Das Gebäude des Sammlungs-Kempters.

(Hierzu Tafel I bis III.)

Wir haben nun noch eine ganze Seite an dem Prachtgebäude zu betrachten, die wir bis jetzt völlig zurückgestellt gelassen, um das Ganze in größere Massen zu sondern und bei

den vielfach verschlungenen Gemächern so deutlich zu werden, als eine Beschreibung es nur vermag. Rufen wir uns den Grundriß des Mittelschlusses noch einmal zurück: daß es ein gegen Mittag offenes Viereck ist, in welchem die Ecke gegen Mittag und Abend das große Gebäude ist, dessen Zimmer und Säle wir so eben verlassen haben. Auf derselben Seite gegen Mitternacht, also in einer Morgen- und Abendflucht, stößt daran das lange, über der Erde ein Geschos hohe Nebengebäude, worin das Sammlungsremter befindlich. An dieses schließt sich gegen Mitternacht, in einem Winkel, ein gleich hohes, aber einst aus zwei Geschossen bestehendes Gebäude, jetzt durch eine Brandmauer — welche über das Dach hinwegragt, doch erst im Jahre 1803 errichtet worden und also wieder zu vernichten ist — vom Sammlungsremter getrennt, und daran fügt sich dann im Winkel ein gleich hohes Gebäude gegen Morgen, in welchen beiden Flügeln die Ritterwohnungen waren.

In dem Sammlungsremter-Gebäude wollen wir abermals von unten hinauf durch seine doppelten Keller steigen. Wir fangen an dem mitternächtlichen Ende, bei einem wüsten, durch zwei Keller-Stockwerke sich hebenden Keller an, welcher einen Ausgang gegen Morgen hat und in dem die Zerstörungswuth einst eine ungeheure Masse von Schutt und Unrath nach und nach gehäuft hatte, welche nun ausgeräumt ist. Früher war er durch eine Balkenlage in einen obern und untern Keller getheilt, so wie auch der nebenbei befindliche unter der Konventsfläche. In den obern Keller führt eine Treppe vom innern Schloßhofe, dicht an der Konventsfläche, und dieser obere stand, durch eine Thür in der Quermauer, mit dem ihm benachbarten Keller unter der Konventsfläche in Verbindung. Dabei ist ein großes vierfaches Gewölbe, welches in der Mitte auf einer mächtigen viereckigen Steinmauer ruht, um welche man herumgehen kann und die dem darüber in der Konventsfläche befindlichen Heerde und Schornstein zum Grundpfeiler dient. Die Gewölbe sind einfach, im Spitzbogen, aber mit fußbreiten, schweren und für die Grundlage eines solchen Gebäudes in der Form entsprechenden Gurten. Dies Gewölbe geht jetzt durch die zwei Kellergeschosse ebenfalls hindurch, war aber, wie bereits bemerkt, ehemals auch durch eine Balkenlage in zwei Abtheilungen gesondert. Es liegt unter der zum Sammlungs-Remter gehörigen Küche (der eben genannten Konventsfläche) und der Schlussstein in der einen Gewölbeabtheilung fehlt, statt dessen ist ein rundes Loch, durch welches man die Vorräthe für die Küche in die Höhe ziehen konnte. So zeigt sich auch hier, in einer scheinbaren Kleinigkeit, die zweckmäßige Einrichtung in allen Theilen. Das Gewölbe gewährt, besonders bei Beleuchtung, einen sehr schönen Anblick, welchen Herr Professor Breisig durch eine vorzüglich gelungene Zeichnung kunstreich zu fesseln gewußt hat. Da auf unsern Rissen nur der Raum bemerkt ist, welchen das Sammlungs-Remter und die unter ihm unmittelbar liegenden und von seinen Mauern eingeschlossenen Keller einnehmen, so fehlen diese beiden Räume. An dieses Kellergewölbe stößt ein anderes, von Morgen gegen Abend lang durch, jetzt auch durch zwei Stockwerke gehend (Taf. I. N), in welchem rechts der Grund des gewaltigen Schlusssteines (g) sich findet, auf dem der eine Pfeiler im Sammlungsremter steht; in seiner Wölbungsart entspricht es dem eben bemerkten Keller, und gilt also auch das bei jenem Gesagte für diesen mit. Wir müssen ihn mit dem Raume auf Taf. II. unter R (beide sind ja jetzt eins) zusammen fassen. Er macht

den vierten Theil des großen Gewölbes unter dem Sammlungs-Kemter aus, von der Seitenmauer gegen Mitternacht bis zum ersten Pfeiler (vergl. Taf. III.). Auch dieses Kellergewölbe war in der Altzeit in zwei Geschosse getheilt. Die Hälfte davon gegen Morgen war durch ein Zwischengewölbe, von dem die Kragsteine noch in den Ecken und Seitenmauern vorhanden, auch die Spuren des in die Seitenmauern eingelegten Gewölbes deutlich zu schauen sind, in zwei Geschosse getheilt; der obere Keller (Taf. II. R) hatte ein eigenes Lichtloch und eine eigene Treppe (Tafel II. zeigt sie) gegen Morgen, die auf den Schloßhof hinaus ging, und Beides ist noch vorhanden. Die zweite Hälfte dieses Kellers, die gegen Abend, war durch Balkenlagen in zwei Geschosse getheilt, weil hier keine Spuren von einem Zwischengewölbe, wohl aber von eingelegten Balken vorhanden sind, und die zwiefache Reihe von Schießscharten über einander gegen Abend auf einen untern und obern Raum deutlich hinweisen.

Darauf folgt, gegen Mittag gehend, ein Tonnengewölbe (Taf. I. O), welches ebenfalls durch zwei Geschosse sich erstreckt und über welches der Rauchfang vom Ofen zum Schornsteine gezogen ist. Auch dieser Keller war in der Altzeit gewis mit einem Zwischenboden durchtheilt und in zwei über einander liegende Keller gesondert. Neben ihm, gegen Morgen, liegt in der dicken Mauer die Stelle, worin das Feuer des großen Ofens, welcher das Sammlungs-Kemter heizte, entzündet ward (P) und vor demselben ein leerer Raum (Q), der den Heizern zum Standort diente und worin auch Holz vorrätzig bewahrt werden konnte. Von da führt eine Treppe in den innern Schloßhof. Dieser Ofen-Raum nimmt mit seiner Mauer ungefähr $\frac{1}{3}$ der ganzen Fläche von dem Viereck des Sammlungs-Kemters ein. Aus O tritt man in ein anderes Tonnengewölbe R, das bis an die mittägliche Gränzmauer des Sammlungs-Kemters geht; der Keller U, in einen zwiefachen durch eine Mauer getheilt, hat ebenfalls ein Tonnengewölbe, trifft aber schon in den räthselhaften Zwischenraum zwischen Hochmeisters- und Sammlungs-Kemters-Gebäude, dessen Abtheilungen wir Taf. III. unter AA und Taf. IV. unter P betrachtet haben. Der Eingang von U nach L ist nicht alt. Von U aus geht man theils in den dunklen Keller V, der nur ein Lichtloch gegen R hat und auch mit einem Tonnengewölbe überlegt ist, theils steigt man auf einer Treppe in den zweiten Kellerstock auf, wie wir ihn auf Taf. II. sehen; außerdem führt aber auch noch die Fortsetzung der Treppe auf den Schloßhof hinaus. Der Keller V mag wohl zu einem Weinkeller gedient haben.

Auf der Taf. II. haben wir nur wenig zu betrachten. R ist die Fortsetzung des darunter liegenden Kellers N (siehe dessen Beschreibung), U ist es eben so von O, V ist die Stelle, wo die großen Feldsteine im Ofen liegen, welche von der Glut des Feuers Taf. I. in P erwärmt werden und worüber sich dann ein Gewölbe schließt, aus dem Rauchfang und Wärmeröhren ausgehen. W ist die Fortsetzung von Q auf Taf. I., mit der Treppe gegen den Hof. X ist der zweifelhafte Raum der zwischen beiden Gebäuden liegt (darüber kommt der Raum AA, Taf. III. mit der doppelten Balkenlage ohne Boden), von dem ein Eingang nach Y bringt und eine Treppe auf den Hof hinausführt, so wie auch nach P und Q, Taf. I. hinunter.

Das Bewunderungswürdigste und Herrlichste ist aber hier, und Keiner staunt es ohne

innige Bewunderung an, das große, prachtvolle Kellergewölbe (Y) unter dem Sammlungsremter, die Hälfte desselben begreifend, welches als einzig in seiner Art zu begrüßen und von überaus großer Wirkung ist. Auch hier bleibt jede Beschreibung zurück, nur das Bild kann verdeutlichen, *) die eigene Anschauung allein den vollen Begriff gewähren. Das vierfache Gewölbe, im Spitzbogen entworfen, trifft in der Mitte des Kellers in einen mächtigen und ungeheuren Pfeiler zusammen (e), der breit und ohne einen sich verzüngenden Untersatz auf dem Erdboden, ein mächtiger Kolos, feststeht. Von gebrannten Steinen alles aufgeführt, liegt noch unter dem runden Gemäuer des Pfeilers ein großer Mühlstein, welcher wieder auf den dicken Scheidemauern der untern Keller **) seine feste Stelle hat. In der Mauer gegen Mitternacht zeigt sich als Kragstein der andere mächtige Grundpfeiler (f), welcher auf eben die Art gebildet ist, und aus der dicken Mauer über halb hervorrag. Der dritte Pfeiler im Sammlungsremter steht auf dem Punkte g auf. Die andern in dem Keller Y das Gewölbe tragenden Kragsteine entsprechen in ihrer mächtigen Form dem Kragstein f. Die Gewölbe sind einfach sternartig, aber die Rippen sind fußbreit, und alles spricht die Gediegenheit und Schwere aus, welche in den Grund der Erde gelegt werden mußten, auf daß sie vermögten, über sich einen Saal mit so leicht schwebendem Gewölbe zu tragen, der mit Hierlichkeit empor steigt, indessen der starke Fuß straff und kraftvoll in die Erde gestemmt ist. Fric's Kupfer dieses Kellerraums giebt nur einen schwachen Begriff, da der Maasstab zu klein ist; zur gehörigen Darstellung des mächtigen Gewölbes gehört ein Blatt, wenigstens so groß, wie die größten Blätter des genannten Werkes. Die kunstreiche Hand des Herrn Breisig möge uns dies und das früher erwähnte Kellergewölbe zuerst als Probestätter seines neuen Ergänzungs-Kupferwerkes über die Marienburg schenken. ***) Der Pfeiler (e) hat 5 Fuß im Durchmesser und auf ihm ruht im Saale oben der erste Pfeiler gegen Mittag. Mit ihm stehen 8 Kragsteine im Zusammenhang, die aber nur $3\frac{1}{2}$ Fuß im Durchmesser haben. Diese Kragsteine schweben aber nicht über dem Erdboden, sondern sie stehen auch auf ihm fest auf. Der ganze Keller, mit dem eben beschriebenen Gewölbe, hat 48 Fuß Breite und eine gleiche Länge (Mauer von Mauer); nur gegen Abend sind Schießscharten, welche sowohl zur Beleuchtung als zur Vertheidigung dienen.

Wir steigen aus diesem Keller, den wohl Manche — und nicht mit Unrecht — für das ergreifend Mächtigste und eindringlich Größte des ganzen Schlosses erklären mögten (da sonst in alles Andere das Liebliche und Freundliche mit eingemischt ist, hier aber nur das Feste, Gediegene und Große allein erscheint), auf der Stiege nach dem mittlern Hofe empor, und gelangen, nach wenigen Schritten auf diesem Hofraum gegen Mitternacht, an den

*) Siehe Fric's Tafel VI. 2.

**) Tafel I. die Mauer zwischen R und V.

***) Fric's Kupfer stehen in bewährtem Ruhme bei allen Kunstfreunden, und verdienen es auch, da dasjenige, was minder getreu sein mögte und nur in malerischer Hinsicht aufgefaßt ward, durch so viel Fleißiges und Genaueres der Einzelheiten ersetzt wird, daß die geringere Treue wohl überwogen wird. Mögten doch die Herren Breisig und Fric sich zu Ergänzungsheften verbinden!

äußern Eingang zum Sammlungs-Kemter, Taf. III. (aa). Dieser ist tief in die dicke Mauer gelegt, mit einer Bank von Stein auf jeder Seite und geringen Verzierungen von scheinbar Durchbrochenem. Er ist mit einem ganz flachen Bogen überwölbt. Tritt man durch ihn in den so geräumten Saal (man vergleiche die Abbildung bei Fricß Taf. XIII.), das Sammlungs-Kemter (DD), so strahlt dem Nahenden die höchste Zierlichkeit und Lieblichkeit entgegen. Auf drei schwächigen, achteckigen, glattgearbeiteten Granitpfeilern ruht die im reinen, schlanken Spitzbogen ausgeführte Decke des großen Saales. Wie drei schlanke Palmen, oder noch mehr wie drei Wasserstrahlen eines Springbrunnens, mit denen man sie vergleichen möchte, steigen sie in gleicher Entfernung von einander empor, und der genugsam in die Höhe gestiegene und nun nach der Seite fallende Strahl wölbt sich lustig und leicht über den bewundernden Beschauer. Ich läugne nicht, daß mich die heitere Lieblichkeit dieses Saales immer mehr angesprochen hat, als die mehr schroffe Pracht und Bediegenheit von Meisters großem Kemter, bei dem denn doch wohl manche Frage sich dem kittelnden Beschauer aufdrängen könnte; hier ist aber alles das herrlichste Ebenmaß, nichts zu viel, nichts mangelt, die heitere Größe drückt nicht, sondern begrüßt freudig einen jeden.

Des Saales Länge beträgt 96, die Breite 48 Fuß, die Dicke eines jeden Pfeilerschafts ist 15 Zoll und seine Höhe ist bis da, wo die Rippen aufsetzen, $10\frac{1}{2}$ Fuß, alles aus Einem Stück von roth und schwarz gemischtem feinkörnigen Granit. Von einem jeden Pfeiler gehen vier und zwanzig rein und glatt bearbeitete Rippen zur schönen Spitzbogendecke empor, alle auf den, nicht viel stärker als die Pfeiler selbst, gebildeten Kopfgesimmsen dieser stehend, und leicht und zierlich sich allmählich erhebend, unten gleichsam die Gestalt eines Blumenkorbes des alten Griechenlands nachbildend. An den gegenüber befindlichen Langwänden stehen die Rippen an jeder auf sieben Kragsteinen von Kalkstein, zierlich gearbeitet, ein jeder eine andere Gestalt zeigend: Köpfe, Blumen, altdeutsches Viereck u. s. w. aber keiner dem etwa nahe oder gegenüberstehenden entsprechend oder ähnlich, sondern jeder streng verschieden, ja bisweilen scheint die Absicht durchzuschimmern, recht grell die Verschiedenheit und Abweichung neben einander und gegenüber zu stellen. An den beiden kurzen Seiten sind nur an jeder zwei dergleichen Kragsteine; alle stehen in der Pfeilerhöhe vom Boden ab. In den Ecken finden sich noch kleine Kragsteine eingeklemmt, geringer geschmückt, so daß in allem 22 sind.

Kopfgesimmsen und Füße der Mittelpfeiler sind von Kalkstein und auf sinnige Weise verziert. Der Pfeiler gegen Mitternacht hat am Kopfgesimmsen: Adam und Eva am Baume der Erkenntniß, und daneben ihre Vertreibung; dann Adam hackend, Eva spinnend, in Vorstellungsart, wie sie noch das funfzehnte Jahrhundert zeigte, zuletzt ein Engel, der hinter einer Wiege steht, die er in Bewegung zu setzen scheint, und in der ein kleines Kind liegt. Um den Fuß wechseln Larven und Blumen mit einander auf dem sonst glatt gehaltenen und nur gegliederten Untersatz ab. Der Mittelpfeiler hat am Kopfgesimms eine dreifache Reihe von Blumen über einander, zierlich neben einander gelegt und ausgehauen (Fricß, Taf. XVIII. 6.); am Fuße ist auf jeder Seite eine altdeutsche, innen mit Zacken oder Spitzen geschmückte Figur, reichhaltig wechselnd und schön geformt, wir hier alles, und dem zierlichen Schnitzwerk der Chorstühle

alter Zeit vergleichbar. Zwischen diesen beiden eben beschriebenen Pfeilern liegen die, sich gegen den Saal (DD) öffnenden, Feuerungsöföhen (bb) in reichlicher Fülle, so daß von hier aus, um so mehr da sie dicht über dem Ofen liegen, eine bedeutende Wärmemasse ausströmen und sich im Saale verbreiten mußte. Der dritte Pfeiler ist gewissermaßen der lustige Gesell in der ernstesten Reihe. (Grick, Taf. XVIII. 8.) An seinem Kopfgesimms haben sich Spielleute und Tanzende angefaßt und, mit dem Rücken daran gelehnt, umspringen sie es. Der Fuß hat bloß wunderlich verzerrte und bleckende Larven, meist mit Narrenkappen und langen Narrenohren. Die Schlusssteine im Gewölbe sind neu gemacht, alle mit Blättern und Blumen zierlich geschmückt, und nur der eine ist alt, der des Landmeisters Wappen zeigt: die Flucht nach Aegypten. An diesem bemerkt man deutlich eine farbige Ausmalung, die auch einst an den eben beschriebenen Kopfgesimmsen der Pfeiler, so wie an den Kragsteinen statt gefunden haben soll. Ueber der großen Eingangsthür sind Spuren eines alten Gemäldes, meist verwischt und undeutlich, doch scheint sich daraus entwickeln zu lassen, daß es einst Christus, der die Maria segnet, vorstellte. Da Maria die Schützerin des deutschen Ordens war, so kann man wohl diese sinnbildliche Darstellung so deuten, daß Christus selbst den Orden segnet. Außer der Eingangsthüre ist noch eine kleine viereckige, unregelmäßig gegen die Breite der Wand stehende Thüre vorhanden, in der Ecke gegen Morgen und Mittag, welche auf die Stiege zu Hochmeisters Wohnung, Meisters Treppe genannt, führt. Die thürähnliche Oeffnung, welche sich gegen Mitternacht vorfand, ergab sich — nach den Untersuchungen des mit großer Liebe und dem glücklichsten Erfolge an der Wiederherstellung dieses Gebäudes, unter der umsichtigen und mit größtem Antheil alles erwägenden Aufsicht des Herrn Regierungs- und Bau-Rath Hartmann, arbeitenden Bau-Condukteur's, Herrn Gersdorf — als eine Schenkbank, wie in den obern Kämtern, wodurch die Speisen aus der Küche in den Saal gefördert wurden, und wirklich hatte auch die sonst dort scheinbar befindliche Thür etwas sehr Unangenehmes und den schönen Einklang des Ganzen Störendes, so daß ich sie früher, ehe diese Entdeckung gemacht ward, nie ohne Mißmuth, daß sie eine solche Störung bewirke, betrachten konnte.

Rund um den Saal geht eine steinerne Bank und über dieser sind, auf den beiden Langseiten, die Fenster. Die auf der Hof- (Morgen-) Seite stehen höher als die auf der Seite gegen das Wasser, welche tiefer niedergehen und zeigen, daß man aus diesen wohl sehen wollte, durch jene aber nicht gesehen sein mochte. Die starken, 7 Fuß dicken Mauern bilden nach außen und innen breite Fenstergewände. Vierzehn Fenster, achte gegen Abend und sechs gegen Morgen, lang, groß, mit Spitzbogen überwölbt und den Kirchenfenstern entsprechend, doch ohne Ziersteine in den Bogenspitzen, erhellen reichlich und schön den großen Saal, und sie prangen mit wohl gelungener, neu, meist in Marienburg selbst, gefertigter Glasmalerei, auch das Werk des rastlosen Eifers des eben genannten Herrn Gersdorf. So mildert der sanfte Farbenteppich das blendende Licht, aber erhöht und steigert es wieder, wenn die Morgen- oder Abend-Sonne die herrlichen Bogen durchstrahlt und auf dem, mit schwarz und gelb verglasten Ziegeln zierlich mosaikartig ausgelegten Fußboden, sich die bunten Schatten der Malerei

lerei lagern.^{*)} Eine nähere Angabe der Malerei muß für eine andere Stelle vorbehalten werden, da wir hier doch nur hauptsächlich den alten Zustand zu betrachten haben, so weit er noch vorhanden und sich noch erkennen läßt.

Gegen Mitternacht öffnet sich eine Schenkbank, wie bereits bemerkt, in die Nebengemächer, welche zu der Küche und ähnlichen Räumen dienen. Um dahin zu gelangen, da eine Verbindungspforte fehlt, müssen wir zur Sammlungs-Kemter-Thür wieder hinaus und über den Hof gehen. Hier in diesen Gemächern ist vieles in späterer Zeit umgewandelt und undeutlich geworden, doch zeigen sich auch hier noch Reste gestauchter und dicker Granitpfeiler, welche den Mantel des Herdes tragen. Eine Brandmauer mit Giebel trennt jetzt das Gebäude des großen Sammlungs-Kemters von dem langen Hause, welches die Mitternachtsseite des Hofes deckt; sie ward, wie schon bemerkt, erst aufgeführt, als die langen Gebäude in Getreide-Böden verwandelt wurden. Dieser eine Theil des langen Hauses ist gegen die Vorburg gerichtet und enthält den eigentlichen, alten Haupteingang in das ganze Schloß. Frick stellte ihn, Taf. XIV. unter 3, vor, aber ganz in malerischer Ansicht, indem das dahinter befindliche Gebäude vollkommen und fest noch ist, nicht das Ruinenartige und Verfallne hat, welches ihm das Bild giebt. Dieses Gebäude ist auf das gräßlichste entstellt und vernichtet worden, so schöne Gewölbe und zierliche Räume sich auch in ihm befunden haben sollen. Geblieben ist nur und gleichsam durch ein Wunder gerettet worden (da er schon abgehakt war und gestürzt werden sollte, als der Befehl kam, durchaus keinen Stein mehr einzureißen): der schöne Giebel gegen Mitternacht, der auf die Verlängerung des Sammlungs-Kemters gerade trifft.

Der Giebel ist, wie alles, von gebrannten Steinen, und die Verzierungen daran sind von Stuck und Kalkstein. Drei schöne Bogenreihen stehen über einander, sechs sich abstufende Giebelpfeiler, die über die abfallenden Seiten der Giebel wegragen, theilen senkrecht das Ganze. Oben ist in der Mitte eine große fensterartige Verzierung mit scheinbar durchbrochenem Werke von Stuck. Drei Fensterstücke geben ein vierfaches Fenster, das oben den sehr zierlichen Schmuck einer Rose und darum sich anreihender Dreiecke u. s. w. hat. Das rechts und links dabei vorkommende Dreieck im Giebel hat geringen und einfachen Stabschmuck. Die darunter befindliche zweite Reihe hat drei solche scheinbare Spitzbogenfenster, jegliches von dem andern und von dem obern in den Zierrathen verschieden, aber ein jedes äußerst zierlich und gefällig. Die Dreieck-Abschnitte auf jeder Seite sind wieder einfach, doch mehr als die obern, geschmückt. Die unterste, dritte Reihe hat nur 5 dergleichen Fenster neben einander, wieder durchaus unter einander und von dem obern Schmuck verschieden, den unendlichen Reichthum der Verzierungen auch hier enthüllend, so daß es doch einen Punkt an dem von Außen sonst so einfachen Gebäude giebt, woran wir die ganze Kraft der Verzierung angewendet und ausgebreitet sehen, doch nicht frei stehend, worüber ich mich schon im Ein-

^{*)} Glasmalereien in den Fenstern sollen des Meisters Kapelle, des Meisters Hinterkammer, Meisters kleines Kemter, den Gang, und im Erdgeschoße die sämtlichen Stuben unter Meisters großem und kleinem Kemter, nach neuesten Nachrichten, bereits zieren.

gange des Werkes erklärt habe, sondern auf voller Mauer. Oben und unten sind in diesen scheinbaren Fenstern kleine Fensteröffnungen vertheilt worden. Statt der Dreiecke steht hier auf jeder Seite ein oben gerundeter Vorsprung, unter dessen äußerer Rundung zu oberst ein offener Kreis, unten ein offenes viereckiges Fenster ist, zwischen beiden ist aber eine einfache Brüstungsverzierung galldenschen Schmuckes. Die Giebelpfeiler sind sehr einfach verziert, indem sie nur einen schmalen, erhöhten Rand haben, zwischen denen ein glattes vertieftes Feld niedergeht. Die Abläufe sind allenthalben breit vorstehend. Diesen schönen Giebel bildete auch Fricke, Taf. XVII. 1., ab, aber er verdient eine weit größere und ausgeführtere Zeichnung, die uns Herr Professor Breisig wohl geben wird.

An den beiden andern langen Seiten des dreiseitig eingefassten Hofraums ist, von der alten Gestalt, nicht mehr viel zu sehen; denn alles ist abgehakt, überflücht und vermauert worden. So stand an jener Ecke, wo der Giebel ist, vor einigen Jahrzehnten noch, ein hübscher, achteckiger Thurm, worin ein zierliches, kleines Gemach, gut und bewohnbar eingerichtet, enthalten war; er ward im Jahre 1802 der Erde gleich gemacht. Das Eingangsthor ist noch ganz erhalten in seinen beiden Außenmauern, der Eingang im Spitzbogen, niedrig, klein, stark, wie immer, und wie sich bei einer festen Burg zur Vertheidigung geziemt. Zur Seite desselben und vorn stehen noch Mauertheile und Pfeiler, welche dahin deuten, daß über ihm einst ein Altan war, weit und geräumig und wahrscheinlich dazu bestimmt, um eine bedeutende Menge Zuschauer aufzunehmen; denn man glaubt, auf der hier sich hinstretchenden Vorburg, auf einem weit ausgedehnten Hofe, den Turnierplatz annehmen zu dürfen. Unter diesem Altan war, dicht an der Brücke, die über den vorliegenden Graben führte, noch ein äußeres Thor, eben so gestaltet, wie das vorher erwähnte noch vorhandene Eingangsthor, durch behauene Granitblöcke im Spitzbogen überwölbt. Dies alles ward auch im Jahre 1802 weggebrochen. Aller Wahrscheinlichkeit nach war aber auch der große Hof im Mittelschloß für ritterliche Uebungen zu Zeiten mit bestimmt. Dicht bei dem Eingange war oben ein Gemach, mit einem äußerst zierlichen Sternengewölbe, das auch Fricke Taf. XVIII. 29. abgebildet hat, welches aber der gräßlichen Zerstörungs-Wuth erliegen mußte. *) Von Gewölben, Gemachereitheilungen, Kragsteinen u. s. w. ist in den ganzen beiden Flügeln durchaus nichts sichtbar, indem alles durchweg zerstört ist. Die Fenster standen in großen äußeren Mauerblenden, die mit Spitzbogen überwölbt und vielfach gegliedert waren und deren Gewände bis zur Erde niedergehen. Einige dieser Bogen hat die Thorheit auch abzuhacken sich bemüht, stand aber bald von diesem unsinnigsten Unternehmen ab, da die Gewinnung einer geraden Wand, welche bezweckt ward, doch bei dem harten Mauerwerk zu theuer erkauft wurde, und man am Ende einsah, daß auch nicht der geringste Vortheil dadurch gewonnen ward. Gegen die Vorburg steht, an der Ecke gegen Morgen und Mitternacht, ein

*) Dies Gewölbe, in einer Art und Weise gefertigt, welche Preußen, so viel mir bekannt, ganz eigenthümlich (nur die kleine Peterskirche auf dem Brandenburger Dom hat ein ähnliches), verdient eine eigene Untersuchung, die hier angeknüpft werden würde, wenn es sich noch in Marienburg fände, aber nun auf einen andern Ort zu versparen ist. Zeichnungen dazu sind schon in meinen Händen.

viereckiger Thurm am Rande des Grabens, welcher den zierlichen Viereckschmuck schwarz und rother Steine zeigt, von dem schon beim Hochschloß die Rede war. An der Ecke des Gebäudes innerhalb, gegen Morgen und Mittag, dicht am trockenen Graben — wo die Jesuiten, als sie Inhaber der alten Schloßkirche wurden, ihr schlechtes, dem ganzen Baue so wenig entsprechendes Haus einschoben, das wohl hinweg zu nehmen ist, sobald die Räume des Schlosses und der Seitenflügel wieder bewohnlich sind — war eine Kapelle, dem heiligen Bartholomäus geweiht, deren Spur ganz verschwunden ist, da sie 1802 ebenfalls vernichtet ward, und die nur noch einzelne Reste in langen vermauerten Fensterblenden, gegen das jesuitische Haus zu, zeigt, so wie hier die einzigen Reste der Rippen und Kragsteine zu erkennen sind. Die Zerstörung ist hier gründlichst.

Die Vorburg.

So bemerkenswerth und wichtig auch die Vorburg und die Thürme, für die Ortsbeschreibung der Marienburg und die Befestigung, sind, so fällt doch wenig einer schönen und auszuzeichnenden Baukunst davon anheim. Die Lorenzkirche, bestimmt für das Gesinde der Ritter, welches seine Wohnung in der Vorburg zu meist hatte, ist ein einfaches viereckiges Gebäude, in welchem der Hauptaltar nicht einmal die ihm gebührende Stelle gehabt haben kann, da es sich in seiner Länge von Mittag gegen Mitternacht erstreckt. Bemerkenswerth, aber auch ganz vortrefflich, ist nur der sogenannte schiwelichte Thurm, den die Volksfage und der Mund des Volks den Buttermilchthurm heißt. Den ersten Namen hat er von seiner runden Gestalt (wie eine Scheibe, scheibenartig, scheiblicht, schiwelicht). Er ist unstreitig ein Wartthurm gewesen, vielleicht auch zugleich ein Gefängnisthurm, und beschützte die äußerste mitternächtliche Ecke der Befestigung, dicht an des Hochmeisters Fischteich, in dem sich die weit hergeleiteten Wässer der Gräben sammelten und wo die Schleuse gegen die Rogat sich findet, an deren Ufer hart an der Thurm steht. Seit Jahrhunderten wirbeln die reißenden Wogen des Stromes an seinen granitnen Grundfesten vorbei, wälzt sich im Frühjahr die Eismasse reibend und stoßend an ihm entlängst, und dennoch sehen die Grundmauern aus, als wenn sie erst heute an des Stromes Ufer gelegt wären. Das Mauerwerk, aus schön gebrannten Ziegeln mosaikartig ausgeführt, ist von der schönsten und zierlichsten Glätte; oben bekränzen ihn Zinnen und der Eingang ist durch eine kleine Thür von der Ringmauer aus. Eine Abbildung giebt Gric, Taf. XIV. 4. — Ward der obere Theil zur Warte und zur Stellung von Schügen und Wurfwerkzeugen gebraucht, so mag der untere Raum wohl zu einem Gefängnis und Verlies gedient haben. Der Thurm hat im Ganzen 30 Fuß im Durchmesser, von denen 10 Fuß auf jede der dicken Mauern gehen, auf den innern Raum aber auch nur 10 Fuß bleiben. Die Höhe des Thurmes ist über 80 Fuß. Gut gebaut war außerdem noch das Wasserthor an der Rogat, das jetzt meist zerstört ist, und von dem eine verdeutlichende Ansicht, in seiner alten Gestalt, ebenfalls Gric's fleißige Kupferstiche, Taf. XIV. 5., geben.

S c h l u s s.

Wenn wir im Leben und in der Kunstgeschichte bewundernd vor denjenigen Werken stehen, welche der hohe Geist der Altvordern entwarf und ausführte, die noch zu unserer Bewunderung völlig geblieben sind, oder in denkwürdigen Trümmern mit voller Kraft uns ansprechen, oder deren ausführliche Kunde wir auch nur behielten, dann beugen wir uns vor dem Riesengeiste, der so Großes auszuführen im Stande war, gegen den, im Maasstabe unserer Zeit, in dieser Hinsicht, unsere Kräfte tief zurückstehen, unsere Anstrengungen erlahmen, unsere Bemühungen fast wie ein Nichts erscheinen. Wo sind die Bauwerke dieser Zeit, welche an die schwindelnde Größe, an die tief durchdachte Kunst, an die mühsame, langsam wie die Natur bildende Arbeit der Vorzeit mahnen? Wo die Werke, zu denen Herrscher und Volk sich vereinen, um, einem Zwecke folgend, ein Werk hinzustellen, das für ewige Zeiten ein Denkmahl sei von der treu verbundenen Ansicht Aller: wie nur gemeinsame Kraft etwas Hohes und Herrliches schaffe? — ein solches Werk ist uns nun für unsere Zeit nicht mehr fern und fremd, wir haben es eben betrachtet.

Nicht bloß Vereinzelt ist uns in der letztern Zeit erschienen, auch der gesammelten Kraft mächtige Einwirkung ist uns kund geworden. Bewundern wir also, wie wir so eben bemerkten, was von gemeinsamer Kraft der Gedanken und Ueberzeugung getrieben, uns die Vorwelt hinstellte, dann müssen wir uns auch zur innigen Anerkennung dessen hingelassen fühlen, was ein einzelner Volksstamm unter uns Preußen — der des Landes, dessen Namen uns Allen gemeinsamer Vereinigungs-Ruf ist — aus eigener Kraft, aus eigener Ueberzeugung Großes und Schönes bewirkte.

Als wir, in den siebenziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, aus dem Schlummer erwachten und die Nebel sich zu lichten anfangen, die uns die Erkenntnis unserer eigenen ruhmreichen Vorzeit verhüllten, als wir erkannten, daß unsere Vorfahren etwas Großes und Wichtiges gewesen waren und geschaffen hatten, da erschollen schon einzelne Stimmen, welche tief in das innere Leben der Vorwelt eingriffen und uns eine Herrlichkeit begeisterte und dadurch begeisternd schilderten, wovon wir wenig geahnet, wenigstens es nicht auszusprechen gewagt hatten.

Dennoch fiel kurz nach jener ersten Anregung das herrlichste und trefflichste Denkmahl, welches der alte Preussische Staat aufzuweisen hatte, die Marienburg, beinahe ganz als Opfer einer übel verstandenen haushälterischen Zweckmäßigkeit; aber schelten wollen wir den Mann nicht, der, im Gedankengange seines Zeitalters einherschreitend, das nicht achtete, ja zu vernichten befahl, dessen Größe und Schönheit nur Wenige erkannten. Er war es aber auch, der, als er erfuhr, was er zu vernichten befohlen, mit nicht geringer Bewegung da einzuhalten befahl, wo eben das Verderben weiter um sich greifen sollte, und dem Federzuge derselben Hand verdanken wir das Erhalten dessen, was der jezigen Erneuerung aufbewahrt ward.

Ein bedeutender Theil des alten Gebäudes blieb unverletzt, um einer weiter vorgerückten, bessern Zeit sein neues Erstehen zu danken.

Aufrüttelten die schwachvollen Jahre Preußens die Geister, ein anderes Leben und Frei-

ben erwachte, die Vorwelt trat uns näher, eine verzerrte Gegenwart wich von uns zurück, ein gemeinsamer Geist trieb Alle, denn das Höchste war zu erstreben und mußte durch gemeinsames Wirken errungen werden. Unerhoffte, überschwängliche Erfolge krönten die verbundenen Anstrengungen; die Fesseln des Leibes gebrochen, blickte der Geist freier um sich, und die tiefen, durchdringenden Blicke, welche der Deutsche in seine Vorwelt gethan hatte, statt eines sonstigen mehr sehnächtigen Ahnens, blieben nicht ohne Folgen in dieser geistig erregten Zeit.

Mit unwiderstehlicher Gewalt redeten die Trümmern der Marienburg zu dem von drückender Fremdherrschaft befreiten, kühn und muthig um sich blickenden Enkel, und ein Land, das des Krieges Elend und Gräule, das Stocken aller Erwerbsquellen, das Vernichten so vieler Hoffnungen, und die Zerstörung so manchen Erwerbes glücklicher Jahrzehnte und freudiges Leben verbreitender Reichthümer erfahren, wie so leicht kein anderes gerade dieses Land, die tüchtigen Einwohner West- und Ostpreußens waren es, die ein lehrreiches Beispiel aufgestellt haben, was gemeinsamer Wille, gemeinsame Kraft, edel angeregt, vermögen. Der Entfernte und Nicht-einheimische kann es wagen, dies öffentlich auszusprechen. Wo ist der Volksstamm neuerer Zeit, der Tausende zusammenbrachte und noch zusammenbringt, um ein vaterländisches Werk aus seinem Schutte aufzurichten, um ein Kunstwerk zu erhöhen, auf das der Blick des ganzen Vaterlandes gerichtet sein muß? Nur Preußen hat dies bis jetzt vermocht!

Hier war es wieder, wo der Herrscher und sein Volk in innigem Vereine zusammen standen, um ein gemeinsames Werk zu vollenden, ein schönes Zeichen für alle Länder des Königreichs, welches auch als leuchtendes Gestirn an die Ufer des Rheines hinüber schweben möge, um dort ebenfalls des Kölner Domes Pracht und Herrlichkeit bis zur Vollendung zu tragen, ein Werk, welches auch nur ein inniges Verbinden des Herrschers und Volkes vollbringen kann. Freigebig und freudig unterstützte das kühn begonnene Werk der Erneuerung Se. Majestät der König, Ihre Königl. Hoheiten der Kronprinz und die übrigen Königl. Prinzen, Se. Durchlaucht der Fürst Staatskanzler, Graf York, das uralte treffliche Geschlecht der Dohna's, die Dönhofs, die Tiedemann's und, wie alle die Geschlechter heißen, welche ihren Ruhm darin setzten, ihres Namens Verewigungen an diese festen Mauern zu schreiben, mit ihnen die wackern Stämme der Bürger und Bauern des Landes, die nie zurücktreten, wo etwas Bedeutendes zu erreichen ist; nicht fehlten die Geistlichen, die Gelehrten, die Kaufleute, kurz, alle Stände waren von einem Eifer beseelt und sind es noch. Wunderbar und freudig fügte sich manches Glückliche zu dem einmal begonnenen Werke; ruhen wird nicht die Thätigkeit, bis das Ganze erstanden ist, und mit Dank und Liebe wird die Nachwelt den Namen des Mannes nennen, der auf dem Altare der Vaterlandsliebe dies heilige Feuer zu entflammen vermochte; denn nur solchem vertrauenden Muthe konnte gelingen, was gelungen ist.

A n h a n g I.

Ueber den Gebrauch der gebrannten Erde zur Bildnerei.

Erden und Töpferthon von aller Art sind diejenigen Massen, die sich unaufhörlich, und von den frühesten Zeiten her, in den Händen der Menschen finden und aus denen sie eine unglaubliche Anzahl von sehr nützlichen Gegenständen gemacht haben. Von Steinen aus gebranntem Thon wurden die Mauern der ältesten Städte, der Tempel und Palläste gebaut, und selbst noch die Zeit des Mittelalters, die so gerne die dauerhaftesten Baumittel wählte, war genöthigt, da, wo Sandsteine und große Bruchsteine fehlten, sich der gebrannten Ziegel zu bedienen.

Wir beschränken uns an dieser Stelle nur auf kurze Betrachtung der Art, wie die Bildnerei diese Masse zu Werken, dem Auge erfreulich, gebraucht hat. Nie erhob sich der Thon und die Gebilde aus demselben zu der Höhe, welche sich die ausgezeichnetern Massen der Bildhauerkunst errangen; aber es blieb doch immer unlängbar, daß dieses Formen von Bildern die Mutter der Bildhauerkunst zu nennen sei: *plasticen matrem statuariae* sagten die Alten von ihm. Dies waltet auch noch ob; denn wenn der Bildhauer sein Werk in Stein ausführen will, so entwirft er sich erst ein leibliches Bild seiner Gedanken und Erfindung, und zwar — in Thon. Will er sein nachher in festem Gestein ausgeführtes Bild sich vervielfältigen, so ist wieder nur die Abformung in Thon das nächste; da dieser alle Gestalten willig in sich aufnimmt. Darin das Bild abgedrückt und dann dieser Abdruck gebrannt, erhält man auch eine Form, welche geeignet ist, wieder eine höchst beträchtliche Anzahl von andern Abdrücken, abermals in Thon, aus sich hervorgehen zu sehen.

Große Werke ägyptischer Kunst sind nicht viele auf uns von diesen Thongebilden gekommen. Kleinere werden dagegen in bedeutenderer Anzahl gefunden, da man ihnen gewöhnlich eine Stelle inden Särgen der Mumien angewiesen hatte. Sie sind mit einer Verglasung überzogen, die man in den Steingutfabriken Porzellanverglasung nennt. Gewöhnlich ist sie von einem schönen Blau, mehr oder weniger dunkel, bisweilen von einem lichten Grün. Zu Pompeji, im Tempel der Isis, wurden sie mit heiliger Schrift beschrieben gefunden. Merkwürdig ist es, daß diese ägyptischen Bildwerke auch für Preußen eine Bedeutung haben, indem mehrere dergleichen in alten preußischen Grabbügeln gefunden worden sind, die unstreitig einem sehr frühen Handelsverhältnis eine Versekung dorthin verdanken. Mehrere derselben

habe ich in Königsberg gesehen, und sie verdienen, wie die ganze Preussische höchst wichtige Alterthumskunde, noch eine genauere Untersuchung. Man könnte hier wohl die Frage aufwerfen: lernten etwa die alten Preußen durch diese, als Handelswaare in ihre Länder gekommenen Götterbilder, die Art und Weise kennen, solche Thonbildungen mit einer verschiedenfarbigen Verglasung zu überziehen? Benutzten nun wieder die Ritter bei ihren Bauten die Kunstfertigkeiten, welche darin die Preußen erworben hatten? Im ersten Augenblicke könnte man wohl zu einer solchen Annahme geneigt sein, aber sobald wir die Graburnen und Grabgeräthe überblicken, welche uns von allen alten Völkern geblieben sind, dann überzeugen wir uns nur zu bald, daß diese Bearbeitung des Thones und der Erden uralt und ein gemeinsames Besizthum aller alten Völker, von dunkelster Zeit an, aus ihrem Ursitze schon, unlängbar gewesen ist, und daß ein jegliches Volk nur die alten hergebrachten Künste für sich benutzte, wenn auch die Verglasungskunst der Gefäße einem großen Theile alter Völker gänzlich gemangelt zu haben scheint. Kehren wir, nach dieser Nebenbemerkung, zu den Werken des Alterthums wieder zurück.

Vor allem wichtig müssen uns auch hier die Werke der Etrurier erscheinen, welche sich der Bildnerei in Thon bei vielen ihrer Arbeiten bedienten: Bildsäulen, Hochbilder, Biergespanne u. s. w.; dann aber auch gebrauchten sie dieselben zu Geräthen, die zu öffentlichen und häuslichen Werken, zu heiligen und Leichen-Gebräuchen, bestimmt waren, als: zu großen Gefäßen, Opferschalen, Thranennäpfchen, Graburnen. Diese Gefäße waren mit Hochbildern geschmückt, mehr oder weniger vorspringend, gewöhnlich mit Farben ausgemalt, und gottesdienstliche Gegenstände darstellend, öffentliche Spiele, auch oftmals Kämpfe; die Deckel trugen meist liegende Gestalten. Die Etrusker verfertigten auch viele Urnen; man findet sie in den Gräbern, dabei bisweilen gebrannte Ziegel, auf denen die Bilder der Verstorbenen, und oft auch ihre Namen, zu sehen waren, mit Inschriften in Etruscischer Sprache und in deren Zeichen. Die Lampen, ebenfalls von Thon gearbeitet und meist sehr leicht und zierlich, deren Gestalt aber nach ihrer Bestimmung wechselte, wurden in die Gräber als Sinnbild der Unsterblichkeit gestellt; daher schreibt sich wahrscheinlich die Volksfage, auch durch Germanische Lande verbreitet, daß sie ewig brennten, daß sie noch brennend entdeckt würden.

Erhabene Gestalten auf alten Graburnen waren den alten Preußen und Germanischen Völkern, wie beinahe ganz die Kunst der Bildnerei, unbekannt, sie wußten nur, ihre Gefäße mit Buckeln und Warzen zu schmücken, höchstens waren sie kundig, Striche in den weichen Thon einzugraben, und so ein mehr oder minder gefälliges Linienbild hervorzubringen. Gestalt auszudrücken war ihnen fast ganz unbekannt, wurde wenigstens sehr selten von ihnen geübt. In Hinsicht der Strichgestalten (Dreiecke, Nauten, eine Art Palmenzweige u. s. w.) zeigt sich in Schlessien eine große Kunstfertigkeit, und es finden sich Gefäße, welche mit der größten Sauberkeit und Nettigkeit gearbeitet sind. Weit roher ist dagegen das, was mir davon in Preußen vorgekommen ist, und eine merkwürdige Ausnahme macht nur die Danziger Urne, welche Schrift-

züge zu enthalten scheint. *) Noch merkwürdiger ist, daß bei Bielitz, in Westpreußen, wie ich mündlicher Nachricht verdanke, eine schwarzgraue Urne entdeckt worden sein soll, welche unter den Henkeln Verzierungen von Thier- oder Menschenköpfen hat, welches zur Zeit die einzige und seltene Spur einer Bildnerei an Urnen sein möchte. Tausende von Urnen, die ganz oder zersplittert in meinen Händen waren, haben mir noch keine Spur einer solchen Bildnerei gezeigt.

Unter den Werken von gebrannter Erde des Alterthums muß man die Gefäße unterscheiden, welche mit Gemälden geschmückt sind. Sie dienten dem Hauswesen, den Bedürfnissen der Tafel, oder den gottesdienstlichen Gebräuchen. Man legte sie in die Grabmäler, um das Andenken der Todten zu ehren, oder um Weihrauch darin aufzubewahren.

Bei den Griechen wurde diese Art und Weise beobachtet, und es herrschte derselbe Gebrauch bei den Etruskern; aber die Gefäße welche wir von jenem Volke haben, sind vorzüglicher, als die von diesem, durch die Feinheit des Thones, den Glanz des Lackes und die erfindungsreichen und anmuthigen Gemälde, welche Auftritte aus Schauspielen, Trachten, so wie mystische, fabelhafte und geschichtliche Ereignisse vorstellen. Mit diesen glänzenden Eigenschaften verbinden sie eine große Verschiedenheit der Gestalt, theils in den Bildern, theils in den Theilen, welche den Gebrauch erleichtern, wie Henkel und Griffe, bei denen sich oft solche Zierlichkeit und der Bequemlichkeit entsprechende Einrichtung zeigt, daß ihnen dadurch vielfach ein Vorzug vor goldnen und silbernen Gefäßen gebührt.

Betrachten wir dagegen die Grabgefäße der Nordischen Völker, so gehört auf ihnen Malerei zu den größten Seltenheiten, und findet sich dieselbe, dann ist sie überaus roh, einfach und ohne auffallende Eigenthümlichkeit, so daß sie, als Malerei selbst betrachtet, von gar keiner Bedeutung ist, und nur von Wichtigkeit dadurch wird, daß sie als einziger Kunstrest der Art von den alten Völkern des Nordens erscheint, und überdies noch selten. Denn erst neuere Untersuchungen haben in Schlessen Gefäße an das Tageslicht gefördert, welche, auf gelblichem Thone, schwarze und rothe Figuren zeigen, aber nicht menschliche oder thierische Gestalt, nicht sinnreiche Bilder, sondern das roheste und leichteste Strichwerk: Kreise, Zickzacke, Winkel, zwei durch einander gelegte große lateinische S, Trutenfüße genannt, und dergleichen. **)

Besser und vorzüglicher ist es mit der Form. Hier scheint es, als wenn aus alten Urzeiten schon früh besessene Fertigkeiten die wandernden, oder auch längst auf ihren spätern Wohnsitzen ansässigen Völker begleitet hätten, zum Theil aber auch, als wenn ein lebendiger Einfluß römischer Kunstfertigkeit vorhanden gewesen wäre. Auf die Preußen scheint dieser uralte oder spätere Einfluß geringer gewesen zu sein, wenn ich aus dem Wenigen, was ich an Urnen gesehen, urtheilen darf. Dagegen zeigen die Schlessischen Urnen meist alle eine sehr ausgezeichnete, oft höchst kunstreiche Form, und es kommen Gefäße in den verschiedensten Abwechslungen

*) Bayeri opuscula, p. 509. Grimm's deutsche Runen, Taf. IX.

**) Die heidnischen Alterthümer Schlesiens, von Büsching. Taf. II und VI.

lungen der Gestalt vor, so daß Einzelnes unbedenklich an der Etrusker Werke erinnert. Sind die beiden schwarzen Urnen, welche die Berliner Königl. Kunstkammer, die eine aus Aethen, besitzt und im Anfang dieses Jahrhunderts erkaufte hat, wie nicht zu bezweifeln dort gefunden, so zeigt sich hier eine Formkunst, die auffallend an das Tüchtige, Geschmackvolle und Zierliche des Alterthums erinnert. Ein fortgesetzter aufmerksamer Blick auf diese bis jetzt nur zu sehr vernachlässigten Werke der Vorwelt wird uns vielleicht auch hier sicherer leiten und mehr Licht verschaffen.

In Griechenland fand man nicht allein dergleichen Gefäße, sondern, wie selbst Pausanias erzählt, es gab sogar Bildsäulen und geschichtliche Bildwerke von gebrannter Erde. Die Megarenser machten aus einer Mischung von Gips und Thon eine Bildsäule des Jupiter, aber, aus Ehrfurcht vor der Gottheit, hatten sie verordnet, daß das Gesicht aus Elfenbein und Gold gebildet würde. Hieraus muß man schließen, da die Griechen so große Werke darin ausführten, daß sie eine besondere Vorrichtung kannten, und sie mit Sorgfalt anwendeten, um dem Thone Festigkeit zu geben und in ihm Werke hervorzubringen, die, ungeachtet ihrer Größe, Masse und Schwere, im Stande waren, lange erhalten zu werden.

Dennoch ist, aus leicht begreiflichen Ursachen, wenig von diesen Thongebilden, so auch wenig von griechischen Gefäßen, gleich wie von ägyptischen und etruskischen Geräthen, auf uns gekommen. Die Feinheit des Thons einzelner Werke muß sehr groß gewesen sein; denn Plinius erzählt, daß einige derselben theurer verkauft wurden, als die berühmten muretinischen Gefäße.

Die Römer empfingen die ersten Unterweisungen in der Baukunst von den Etruskern; sie verdanken diesen auch die Bildhauerkunst, deren Grundsteine in der Bildnerei liegen. Traquinus Priscus stellte zur Ausschmückung des Kapitols etruskische Bildhauer an; ihre Werke waren in gebranntem Thone. Tempel wurden auf dieselbe Art geschmückt, und die Römer kannten die Nützbarkeit dieser Arbeiten so wohl, daß sie eine Schule für solche Künstler stifteten. Gegen das Ende des Freistaats waren die großen Arbeiten in dieser Masse noch sehr beliebt, und Julius Cäsar ließ sogar durch den Arcofilas auf diese Art eine Bildsäule der Venus machen, die sehr geschätzt ward.

Unter den Römern vermehrten sich überaus die Hochbilder und der Schmuck in gebrannter Erde an den Säulen, und besonders an den Friesen, außerhalb und innerhalb der Tempel, der Häuser und Grabmäler. Solche Werke beschreiben Gori (*Museum Etruscum*), Passeri (*lucernae fictiles*) und d'Agincourt (*recueil des fragmens de sculpture antique en terre-cuite*).

Betrachten wir nun noch die Bildform der Gestalten nordischer Völker, dann finden wir hier eine große Kunstlosigkeit; denn auf den Gefäßen selbst, welche die einzige zierliche Form weisen, ist Bildnerei nicht vorhanden und was wir an einzelnen, lebenden Gestalten ähnlichen, Werken bis jetzt fanden, die aus Thon gebildet worden, so sind dies unbedeutende Bilder, so plump und unkenntlich, daß sie nur als rohe Anfänge einer Bildnerei zu betrachten sind, außerdem aber auch so überaus selten, daß sie zeigen, wie wenig geübt man in diesen Arbeiten war. Die früher bemerkten ägyptischen Bilder, welche in Preußen gefunden wor-

den, gehören nicht hieher, sondern nur die Thiergestalten: ein halbes Kalb mit hohlem Bauche, einige kleine Gänse, oder Schildkröten, als Kinderklappern gebraucht, welche in Schlefien entdeckt wurden; zur menschlichen Gestalt verstieg man sich noch weniger.

Wenn wir nun bereits diese Kunst der Bildnerei aus Thon neben den alten Römern, auch bei den nordischen heidnischen Völkern bemerken, so kann es uns nicht wundern, dieselbe Kunst auch wieder bei den Völkern des Mittelalters zu finden, um so mehr, da wir auch eben angeführt haben, daß unter den römischen Kaisern und gegen den Verfall der Kunst hin, die Masse der Bildwerke in Thon wieder überhand nahm. Es ist dies auch ganz natürlich, indem der Thon am leichtesten und mit minder nothwendiger Geschicklichkeit zu behandeln ist, und dann war es bei dem Thon auch möglich — durch unmittelbar auf ältern Gebilden genommene Formen — diese zu vervielfältigen und sie mit geringen Abänderungen in andere Gestalten zu bringen, oder sie andern Bildern anzupassen.

Finden wir daher, in der letzten Zeit des Heidenthums Germanischer Völker und der ihnen Gränzverwandten, die Töpfererei, wenn auch nicht auf dem höchsten Punkte der Bildnerei, doch auf einer sehr ausgezeichneten Stelle, so kann es uns nicht auffallen, sie in der ersten christlichen Zeit auf eine umfassende Weise angewendet zu erblicken, und besonders in den Gegenden, wo der Mangel eines festen und großen, der Bildhauerei zusagenden Gesteins mit eintrat. Groß ist aber noch die Lücke, welche hier in der kunstgeschichtlichen Kenntniß uns entgegenläßt. Gerade der erste Entwicklungs-Zeitraum der deutschen Kunst (wir können wohl die Kunst in Preußen mit Zug und Recht darunter mit begreifen) ist uns, durch die vielfältigsten Zerstörungen dunkel und unbekannt geworden, und mühsam müssen wir noch nach einander die einzelnen Bruchstücke und Hinweise sammeln.

Den frühesten Wink giebt wohl, so viel mir bekannt, Aventin, der erzählt, daß im Jahre 948 in Mauerkirchen eine Bildsäule des bairischen Herzogs Heinrich des ersten und seines Feldherrn Ratho zu Pferde, mit ihren Waffen, in Gips gearbeitet (welches wohl unstreitig gebrannter Thon gewesen, da dergleichen von Gips, zum Gebrauch im Freien, nicht ausführbar ist) aufgestellt worden sei.

Nun läßt uns, zur Zeit noch, die Kunstgeschichte eine lange Reihe von Jahren unbelehrt, und wenn auch nicht zu bezweifeln ist, daß die Baukunst und die mit ihr so enge im Mittelalter verbundene Bildnerei manches Wichtige in gebrannter Erde dargestellt haben mögen, so fiel doch alles der so mächtig wirkenden Zerstörung der Zeit anheim, grausen Kriegen, blinder Vernichtungswuth, thörichtem Mistkennen der kunstgeschichtlichen wichtigen Reste der Vorzeit; vielleicht mag sich indessen manches, jetzt noch unbekannt, gerettet haben, und wir wollen nicht müde werden, es zu sammeln.

Zunächst erscheint, unsers Wissens, der zierliche Schmuck der goldenen Pforte an der Kirche des Schlosses Marienburg, der bunte Ziegelschmuck daneben, das Bogen- und Blätter-Band unter dem Dache des Kapitelsaals, die Gurtfortsätze auf den Kragsteinen im Kapitelsaal daselbst. Wir müssen dies bis zum Jahre 1276 als vollendet annehmen und können mit großem Rechte vermuthen, daß von da ab die Kunstfertigkeit der Töpferien ziemlich im Abnehmen war, indem wir ein halbes Jahrhundert später dafür den Stuck ge-

braucht finden. Ließe sich aus solch einem einzelnen Zeichen ein sicherer Schluß machen, dann wäre zu glauben, daß diese Kunstfertigkeit von Osten wieder nach Deutschland, und zwar, durch die Ostseeländer am meisten, bis Sachsen hinunter (vorzüglich durch die Mark), sich verbreitet hätte, indem dort diese Gebilde aus späterer Zeit eintreten.

Schlesien stand in damaliger Zeit in nicht unwichtiger Verbindung mit Preußen. Einmal, da 1241 preußische deutsche Ritter den Schlesiern gegen die Tartaren zu Hülfe kamen, dann wieder späterhin, als nun Schlesien mannigfache Hülfe, und zwar zu verschiedenen Zeiten, den deutschen Rittern gegen die Preußen sendete. Da tritt nun mit einemmale in Schlesien (zur Zeit, so viel mir bekannt, noch einzig) das ganz vortreffliche Hochgrab Herzogs Heinrich des vierten, des Minnesingers, zwischen 1290 (in welchem Jahre er starb) und 1300, ein, ein Werk, welches wohl kaum zierlicher in Stein ausgeführt werden könnte und auf das Herrlichste gearbeitet ist.

Hieran schließt sich wieder in Preußen ein Werk, das in seiner Art eben so vortrefflich gearbeitete, höchst merkwürdige Standbild der heiligen Maria mit dem Christuskinde zu Danzig in der Stadtpfarrkirche, und einzelne andere Bilder in dieser Kirche, so wie auch in der Kirche zu Thorn und in der zu Marienburg, von denen wir an anderer Stelle sprechen werden, welche meist um dieselbe Zeit fallen und eine bedeutende Kunstfertigkeit verrathen. So viele dieser alten Bildsäulen in den Kirchen, von Evangelischen und Katholiken, aus Zerstörungs- oder Verschönerungs-Sucht, auch vernichtet worden sind, so ist doch beinahe kein Zweifel, daß nicht noch eine Menge solcher Bildsäulen auf alten Altären angetroffen werden sollte, welche man nur jetzt für Stein hält, indem ihre Uebermalung keine sichere Entscheidung zuläßt, und man sich auch nicht bemüht hat, über sie eine Untersuchung anzustellen. Jene Danziger, Thorer und Marienburger Bilder sind auch nicht von einem rothen Thone, sondern von einer weißen Erdmasse.

Nächst dem, und bis tief in das fünfzehnte Jahrhundert hinein, erscheint der gebrannte Thon zu altdeutschem Haus Schmuck auf das Zierlichste und Kunstreichste angewendet, und zwar zumeist, so viel mir bis jetzt bekannt, in Pommern und der Mark, einen eigenthümlichen Gang der Kunst-Bildung und Fertigkeit zeigend. Die menschliche Gestalt vermied man im gebrannten Thon schon mehr, entweder, weil der Stuck eine sicherere Art der Darstellung gab, oder weil man nicht mehr die Fertigkeit und den Muth hatte, solche zierlich geformte Bilder der Ungewisheit des Brennens zu überlassen, indem der Künstler ein misrathenes Werk ungern wiederholt haben würde. Auf diese Weise ist der überaus zierliche Schmuck gebildet, welchen man an der Katharinenkirche zu Brandenburg, verschönert von Nikolaus Braunsberg von Stettin 1401 (wobei auch die menschliche Gestalt, in den Bildern vieler Heiligen nicht fehlt), dem Rathhause zu Tangermünde, der Stadtkirche zu Stargard in Hinterpommern, und an andern Orten, bewundert.

Außerdem kommen auch Leichensteine von gebranntem Thone noch zu jener Zeit vor; aber nicht mehr die zierliche und kunstreiche Art des Hochgrabes, wie bei Herzogs Heinrich IV. Denkmahl, sondern flache Ziegel, die zusammengesetzt wurden und in welche die Gestalt des Beerdigten, mit einer Inschrift, in den Stein vertieft eingedrückt ist. Dieses

mochte durch eine Form bewirkt, oder auch vielleicht aus freier Hand in den noch feuchten Thon gearbeitet sein, wie sich dergleichen Grabsteine in Brandenburg (siehe meine „Reisen durch einige Kirchen und Münster“ S. 46, die auch wegen der Katharinenkirche und des Tangermünder Rathhauses zu vergleichen ist) zeigen, welche indessen noch eine nähere Untersuchung über ihr Alter verdienen.

Das Buchstaben-Gebäck in gebrannten Steinen, welches Preußen uns zeigt (Thorn, Elbing, Schlos Burgel, Lochstädt) gehört auch hierher und muß wenigstens nebenbei seine Betrachtung als eine merkwürdige Seltenheit und Eigenthümlichkeit finden. Ueberhaupt können aber jetzt nur erst Winke über diese ganze Kunstfertigkeit gegeben werden, so wie es nothwendig schien, darauf recht ernstlich hinzuweisen, und man kann wohl fragen: wann wird dieser Theil der Kunstgeschichte des Mittelalters seinen deutschen d'Agincourt finden?

Anhang II.

Saal, Halle, Kirche.

Es ist mir vorgekommen, daß Einige, welche die Prachtsäle der Marienburg gesehen hatten, sich nicht recht zufrieden damit zeigten, weil ihre Einbildungskraft ihnen oft ein ganz anderes Bild von denselben entworfen hatte. Weit höher hatten sich Diese die Säle vorgestellt, besonders des Meisters großes Kämter, nun erschien es ihnen viel zu gedrückt, und wenn sie dem Ganzen und vielem andern Einzelnen nicht ihre Bewunderung versagten, so konnten sie doch diese vorgefaßte Meinung nie ganz überwinden. Für Diese und ihnen Aehnliche hier ein Wort; nicht aber für die, welche der Marienburg überhaupt gerne alle Bauschönheit absprechen möchten, oder sie in ihrem Stumpfsinn kaum zu betrachten für gut finden.

Die drei Räume: Saal, Halle und Kirche, sind bestimmt, eine große Menge von Menschen zu fassen, jeder zu eigenen Zwecken derselben, und daß daher auch ein jeder seine besondere eigenthümliche Gestalt haben muß, ist natürlich und nothwendig. Der Saal schließt sich an die häuslichen Bedürfnisse an, er muß also immer dem Gebäude entsprechen, in welchem er sich findet, so wie den Forderungen, welche er erfüllen sollte. Seine Höhe ist immer von der Zimmerhöhe, welche im Gebäude, dessen Theil er ist, herrscht, abhängig und höchstens kann es erlaubt sein, wenn es sich mit den Forderungen der Wohnlichkeit vereinigen läßt, ihn durch zwei Stockwerke hindurch zu ziehen, doch geht er dann schon zumeist über die eigentlich häuslichen Zwecke hinaus, und wird ein Prunksaal, der zu öffentlichen Feierlichkeiten bestimmt ist. Dagegen muß seine Länge und Breite stets mit seiner Höhe im Verhältnis stehen; denn ist die Höhe vielleicht noch einmal so beträchtlich, als Länge und Breite, so würde der Raum nicht mehr Saal genannt werden können, sondern würde der Kirche mehr entsprechen; ist die Länge unverhältnismäßig gegen die Breite, so wird der Saal gedrückt und dieser Anblick müßte einem jeden auffallen und widrig werden. Bei den Marienburger Sälen ist keines von alle diesem der Fall; Länge, Breite und Höhe stehen in dem erfreulichsten und trefflichsten Verhältnis. Hätte man Meisters großes Kämter höher bauen wollen, so wäre es völlig aus allem Verhältnis mit dem Gebäude selbst gewichen, eine ganz andere Eintheilung der Geschosse hätte gemacht werden müssen, die schwerlich der Zweckmäßigkeit des Schlosses, welches zur Wohnung und zur Vertheidigung dienen sollte, entsprochen hätte; auch hätten dann Breite und Länge vermehrt werden müssen, da

es sonst das Ansehn einer Kirche (die Altzeit baute auch solche, die auf einem Pfeiler ruhten, welche aber immer mehr verschwinden, obgleich sie es sind, die ich in diesem Abschnitt besonders vor Augen habe) erhalten haben würde. So vereint sich auch hier wieder nothwendige Zweckmäßigkeit und Schönheit, jeder Tadel zeigt nur ein Mißverständniß des eigentlichen Bauzwecks und der Baunothwendigkeit.

Eben so ist es mit dem Sammlungs-Kemter: er sollte auch nur Saal zu häuslichem Gebrauche sein; die Höhe desselben entspricht vollkommen der Länge und daß auch die feinsten akustischen Regeln in ihm beobachtet sind, zeigt die Musik, die sich so herrlich und trefflich in ihm ausnimmt; denn, wäre er zu niedrig, so würde der Ton der Stimme dumpf in ihm erschallen, nicht so schwebend, glockenartig in ihm erklingen; wäre er viel höher, so wäre leicht zu fürchten, daß ein Wiederhall, ein Abstoß der Stimme gegen eine Stelle zu sich eingeschlichen hätte. Was die zweckmäßige Einrichtung des Sammlungs-Kemters in Hinsicht seines Gebrauchs betrifft, so werde ich davon sogleich bei Gelegenheit der Halle sprechen. Alle Erfordernisse eines Saales in seiner innern zweckmäßigen Bauart sind also auch hier erfüllt, und wäre er höher, dann wäre er nicht mehr Saal, sondern würde eine Halle. Eine solche, ebenfalls ihrem Zwecke entsprechend, schön entworfen und so! ausgeführt, finden wir auch in Preußen, bestimmt, einer wechselnd ab- und zugehenden Masse, die sich geschäftig hin und her drängt, zum Aufenthaltsort zu dienen. Es ist dies der eben so merkwürdige, als einzige und schöne Artushof zu Danzig, eine Kaufhalle, wie wohl so leicht kein anderer Ort aufzuweisen hat, licht und schön zu der Höhe einer Kirche aufsteigend, doch das Gewölbe nur, bei der geringen Spannung, bei der mindern Last, die es zu tragen hat, von dünnen Pfeilern gestützt. Seiner Bestimmung zufolge, ist der Artushof trefflich und schön, diese Halle aber als Saal in die Marienburg gesetzt, würde durchaus un Zweckmäßig erscheinen, wenn auch die größere Höhe im ersten Augenblick erfreulich auffällt und mit Recht. Zuerst gehört diese Halle nicht zu den Räumen, welche sich in der Mitte auf einen Pfeiler stützen (oder auf eine Pfeiler-Reihe) sondern zwei Pfeilerreihen tragen das Gewölbe, wodurch eine Kirchengestalt näher gebracht wird; denn Kirche und Halle berühren sich in ihren Zwecken mehr, als Saal und Kirche. Wie un Zweckmäßig würde in den großen Sammlungs-Kemter z. B. eine Doppelreihe von Säulen sein! Wie sollte man in ihm eine Eßtafel haben bequem anbringen können? Jetzt trat der Speisetisch bequem, in Hufeisen-Gestalt, um die lange und die beiden kurzen Seiten des Saales, im Artushofe würden die beiden Pfeilerreihen immer störend eingewirkt haben, wenn auch gleich eine Speisetisch in ihm nicht unmöglich ist, ja sogar vielleicht zu Zeiten in ihm gestanden haben mag. Die größte Zweckmäßigkeit ward immer in dem Sammlungs-Kemter erreicht, und um seine Höhe in eine erfreuliche Uebereinstimmung mit der Länge zu bringen, erhielt er eine solche, die an zwei Stockwerke reicht. Hätte man der zweckmäßigen Höhe des Sammlungs-Kemters noch ein Stück zusetzen, es noch höher machen wollen, so hörte es wieder auf Saal zu sein, man mußte es als eine Kirche, in der nur sparsam vorkommenden Gestalt zweier Schiffe, betrachten.

Was nun zuletzt die sehr selten werdenden Kirchen betrifft, die ganz, oder in einem Haupttheile, auf einem Pfeiler ruhten, so zeichnete sich dieser Pfeilertheil gegen den Saal

durch eine überwiegende Höhe gegen Länge und Breite aus, von der Halle durch nur einen Pfeiler, denn eine Halle mit einem Pfeiler ist nicht denkbar. Leider sind solche Kirchen sehr selten. Breslau hatte deren zwei, das Hieronymi-Kirchlein und die Annenkirche. Jene, erst im Anfange des Jahres 1822 abgebrochen, war nur sehr klein und, wie bereits als nothwendig angegeben, verhältnismäßig höher, als breit und lang. Diese schon vor einigen Jahren innen ganz verändert, um daraus ein Spital zu machen, war nur in ihrem Schiffe auf einem sehr hohen und schönen, schlanken Pfeiler ruhend, wieder mit überwiegender Höhe gegen die Breite; der Theil, worin das hohe Chor, war dagegen in gewöhnlicher Art gewölbt. Beide trugen den vollen Charakter der Kirche; und Keinem würde eingefallen sein, sie einem Saale zu vergleichen, von welchem, auf einer Säule ruhend, Breslau auch ein merkwürdiges und seltenes Beispiel in dem Fürstensaal auf dem schönen Rathhause aufzuweisen hat. Mögen diese Winke genügen.

U n h a n g III.

Der Eingang ins Mittelschloß.

Eine kaum zu glaubende, aber höchst bedeutende Schwierigkeit gewährt die Frage: wo war der Haupteingang in das Mittelschloß? Die Grundrisse I, II. zeigen uns die Eingänge in die Kellergeschosse, der Grundriß III. bietet uns drei Eingänge dar e, r, t, und durch einen derselben mußte man, so scheint es, auf eine Treppe gelangen, welche empor leitete. Urtheilt man nach der äußern Gestalt des Thürgerandes, indem man doch einige Pracht dabei voraussetzen muß, so macht das steinerne Thürgerüste bei e, mit der daneben befindlichen Bank, wo ein wachthabender Kriegermann wohl sitzen konnte, den meisten Anspruch darauf. Aber diese führt auf einen ziemlich finstern, dürrtigen Gang U, mit kleiner Thüre u auf einen eben so unbedeutenden Raum V, von dem weiter nichts als ein schmaler Eingang auf die breiteste, aber darum noch keinesweges breite und geräumige Windtreppe führt, die wieder einen sehr unbequemen Ausweg auf den obern Gang hat. Hier also die oft so vornehmen Fremden hinaufzupressen, scheint weder wahrscheinlich noch überhaupt schicklich. Wollte man durch die Thüre r hineingehen, so käme man auch nicht weiter, als von dem Gange W durch die Thüre v ab in den Raum V und wieder auf die breite Windtreppe.

Wenn wir also von hier aus hinein wollen, so bleibt uns nur die niedrige Thür t übrig, dann die ebenfalls sehr gedrückte Thür w, durch welche man auf den Treppenraum kommt, in dem eine wohlgefällige Stiege einst emporleiten konnte, über die man, unter einem hohen und schönen Spitzbogen, auf den trefflichen Flur trat, von dem sich des ganzen Gebäudes schönste Gemächer leicht besuchen ließen: des Meisters Zimmer und Kapelle, der schöne Gang, auf welchem der Brunnen, die beiden Kämter. Alles zeigt sich hier in einer wohlgefälligen Vereinigung und in seiner erhabensten und eindringlichsten Größe. Alles Kleinliche, für den häuslichen Bedarf und den Gebrauch der Hausgenossen bestimmt, oder zu geheimer Verbindung zu benutzen, ist zurückgedrängt, nichts erscheint davon, sondern nur das Mächtige, Große ist da und muß seinen tiefen Eindruck gewähren.

Was sollen wir aber dabei mit den niedrigen, gedrückten Thüren t und w, mit dem dunklen, finstern Gemach BB? Schickt sich alles dieses für den eintretenden, oft so vornehmen und hohen Fremden, welcher den Meister besuchen wollte? Wie sollten Fürsten und Ritter, mit ihren hochzimirten Helmen und ihren wallenden Federbüschen hier eintreten können?

nen? War es etwa geistlich-ritterlicher Stolz, der die Eintretenden so zwang, sich gleichsam unwillkürlich vor der Würde des Hochmeisters schon im Eintreten zu beugen? Man könnte es annehmen, wir glauben es aber nicht.

Nach Erwägung aller Umstände vermaßen wir, Folgendes über den Eingang schließen zu dürfen, wenn wir auch gleich nicht wagen, unsere Vermuthung als unumstößliche Wahrheit hinzustellen. Die Ecke, wo wir Grundris III. die Buchstaben CC finden, ist durch die Pohlen überaus verändert worden, und wenn auch in neuester Zeit das Alte so viel wie möglich wieder hergestellt worden ist, so konnte doch nicht erneuert werden, was spurlos verschwunden war. Dahin scheint eine Art von Vorhalle zu rechnen zu sein, die, allem Vermuthen nach, da lag, wo wir bei CC die Zacken hervorragen sehen, und die noch jetzt, durch ein (Grundris II.) im Keller Q, bei e, bemerktes Licht- und Luft-Loch, welches nun verschüttet ist, angedeutet wird.

Die Thüre t lassen wir *) auf sich beruhen, ob sie da war, oder nicht, und, wenn sie vorhanden war, ob sie nicht in einen ebenfalls ganz weggerissenen Vorbau leitete. Die Mauer zwischen BB und CC werfen wir weg; eben so kommt die Thüre w fort, weil wir die nicht mit der Mauer von Z und X in Verband stehende Wand zwischen Y und BB ebenfalls zum Theil vertilgen. So bekommen wir dann einen großen Flur-Raum, erhellt durch das zu einem Fenster erweiterte Lichtloch im jetzigen Treppenraume Y, bei der Dunkelheit erleuchtet durch Lampen, die ihre Stellung in den Wandblenden bei p hatten. Das Thürgerüste mit der Bank, welches wir jetzt bei e finden (das durch die lockere Art und Weise, wie es in der Wand steht, offenbar anzuzeigen scheint, daß es erst später eingesetzt ward) und welches hoch genug ist, einem Ritter, bei mäßiger Beugung des Hauptes, mit zimirtem und befiederten Helme Einlaß zu gewähren, setzen wir in die Außenmauer von CC, in die Halle, die vielleicht einst davor war, und nun hindert den Eintretenden nichts, von dem so gebildeten großen Flure, auf bequemer und lichter Treppe zum Prachtgeschoße aufzusteigen.

Von dieser Seite her kann deshalb auch nur, wie wir glauben, der neue Eingang in das Prachtgeschoß des Mittelschlusses gemacht werden, und zwar scheint es jetzt zweckmäßiger (da sich in CC nicht viel ändern läßt) die Eingänge in t und w zu erweitern und eine neue bequeme Stiege in Y hinauf zu legen.

Einem Gedanken wollen wir hier noch wiederholt eine Stelle geben. Es scheint uns nemlich wahrscheinlich, daß, besonders in der frühesten Zeit, die ankommenden Ritter oder die Gesandten der alten Preußen, ehe sie zum Anblick und zum Zwiesprach mit dem Hochmeister kamen, in das große Sammlungs-Kemter geführt wurden, wo sie dann zum voraus der Hochmeister durch das kleine Fenster, welches wir in seiner Kammer kennen lernten, betrachten konnte; denn es ist von nicht geringer Wichtigkeit in manchen Lagen des Lebens, das Ansehn desjenigen, mit dem man ein wichtiges Gespräch führen soll, vorher zu kennen, sich mit seinem Aeußern und seinen Blicken zu befreunden, um eher im Stande zu sein, durch

*) Hier ist der Grundris III. nachzusehen.

seine Persönlichkeit und plötzliches Entgegentreten auf den Fremden einzuwirken, als daß man sich durch den unverhofften Anblick dieses, etwa in seiner Fassung stören läßt. Und gar manches freizügiges und wüßtes Helkenbild mag doch unter den alten Preußen den deutschen Rittern gegenüber gestanden haben, so daß es dem Hochmeister wohl angenehm war, vorher damit vertraut geworden zu sein. So gewinnt auch das sonst so zweifelhafte Fensterchen in Meisters Kammer, wie schon oben bemerkt, eine Bedeutung.

Aus dem Sammlungs-Kemter mag auch wohl, über die Treppe zu Meisters Gemach und Kapelle, mancher freundschaftliche Besuch, der nicht mit Gepränge eingeführt ward, in Meisters Stube geleitet worden sein. Doch, wer könnte dies mit Gewisheit sagen? Vermuthungen sind nur zu machen, und nicht mit Unrecht zu wagen, Andere mögen verschiedene Muthmaßungen dagegen aufstellen, bis etwa unvermuthet aufgefundene geschichtliche Nachrichten einst ein überraschendes Licht verbreiten.

Anhang IV.

Des Ortes Lage.

(Hierzu Tafel VII.)

Das bloße Wort vermag nicht, einen vollen Begriff von der Lage und dem Umfang des ganzen Schlosses zu geben. Auf Frick's schönes, aber auch eben so theures Werk können nur Wenige zurückgehen. Mit Vergnügen ergriff ich daher den Wunsch der Herren Verleger, welche mit größtem Antheil sich bemühen, dieses Werk zweckmäßig auszustatten, noch einen Ris von der Lage des ganzen Schlosses zu geben.. Se. Excellenz der Herr Oberpräsident von Schön, dem dieses Buch so überaus viel, ja sein ganzes Entstehen verdankt, hatte die Gewogenheit, auf meine Bitte einen neuen Ris aufnehmen zu lassen, und dieser ist es, welcher dem Werke als siebentes Kupferblatt beigelegt worden ist.

Hier die Beschreibung dieses Grundrisses mit Bezug und Verweisung auf die nähere Erörterung im vorstehenden Werke.

1. Trockene Gräben, S. 14 näher beschrieben mit ihrer den bewässerten Gräben davon trennenden Wehrmauer gegen Morgen und Mittag.
2. Kapitelsaal im obern Raum, welcher über dem untern einzigen Eingang zum Hochschlos liegt. S. 19.
3. 4. Die Marienkirche. 3. der alte Theil und 4. der durch Dieterich von Aldenburg angebaute neue Theil, in welchem unten die Annenkapelle. S. 23.
5. Stelle des Schlosthurms. S. 15.
6. 6. Die beiden Thürme am Ende des Kapitelsaals. S. 22.
7. Der Eingang ins Schlos, beschrieben S. 16. 17.
8. Der Schlosbrunnen in der Mitte des Hofes.
9. Stelle des Marienbildes von Mosaik. S. 34.
10. Der schräg stehende Eckthurm mit dem Gange über die schiefe Mauer nach
11. dem Danzpl. S. 22.
12. Wohnungen des Landmeisters und der Ritter durch alle Stockwerke. S. 19.
13. Reste eines alten Thores, wie es scheint.
14. Wahrscheinliche Reste der alten Mauern, die früherhin zur Vorburg gehörten, ehe das Mittelschlos gebaut ward. S. 39. Hier oben ist die auf Ris IV. angedeutete und S. 55 beschriebene merkwürdige Vorderseite.

15. Lage der Meisters Kapelle, mit den Räumen darunter, S. 55. Taf. IV. K.
16. Gang, auf dem der Brunnen befindlich. Als I — IV. immer mit A bezeichnet.
17. Der Theil des Gebäudes, den ich S. 40 als Hochgebäude bezeichnet, worin unten die 4 Gemächer neben einander und oben des Meisters großes Kiemter.
18. Die Lage des kleinen Kiemters. Die Grundrisse sind zu vergleichen.
19. Sammlungs-Kiemter S. 71, und darunter der prächtvolle Keller. S. 70.
20. Wohnungen der Ritter. S. 74.
21. Bartholomäi Kapelle. S. 75.
22. Die Stelle des schönen Giebels. S. 73.
23. Der Eingang ins Mittelschloß mit dem Altane, auf dem die Aussicht in die Vorburg und nach
24. dem Turnierplatz, vermuthet wird.
25. Der S. 74 erwähnte achteckige Thurm.
26. Der S. 75 bemerkte Thurm mit dem alten Viereckschmuck schwarz und rother Steine.
27. Die Lorenzkirche. S. 75.
28. Das beinahe ganz zerstörte Wasserthor S. 75, von dem sonst die Brücke
29. über die Mogat führte, die jetzt nicht mehr vorhanden.
30. Der schwelichte- oder Buttermilch-Thurm. S. 75.
31. Meisters Teich. S. 9.

Die Gebäude in der Vorburg sind alle auf dem Plane selbst benannt und kommen in der Beschreibung oben nicht weiter vor.

Die bewässerten Gräben erhalten ihr Wasser durch den Mühlgraben, von dem S. 10 ausführlicher gesprochen ist.

Anhang V.

Die Anwesenheit Sr. Königl. Hoheit des Kronprinzen von Preußen in Marienburg.

Nicht freundlicher und besser glaube ich dieses Buch schließen zu können, als mit einer kurzen Nachricht über die letzte Anwesenheit Seiner Königl. Hoheit des Kronprinzen in Marienburg. Möge das erwärmende Feuer, welches an jenem Tage in Preußen glühte, durch treue Erweckung der alten Herrlichkeit in Bild und Stein, in der Kunst und im Leben, im ganzen Vaterlande wiederstrahlen.

Am 20. Juni 1822 als unser Kronprinz Schloß Marienburg besuchte, war dort ein herrliches Fest. Nach dreihundert und sechzig Jahren gab zum erstenmale ein deutscher Fürst wieder Tafel im großen Remter. Ein Liedsprecher trat nach alter Sitte mit der Zither auf. Das von ihm gesprochene (vom Regierungsrath von Eichendorf zu Danzig gedichtete) Lied folgt dieser Nachricht. Als die Anwesenden mit froher Begeisterung „dem ritterlichen König und dem Königssohn!“ das Lebehoch zugerufen, füllte Se. Königl. Hoheit der Kronprinz den Becher aufs Neue und rief den Versammelten zu:

Alles Große und Würdige ersteh' wie dieser Bau!

Dieser wahrhaft Königl. Zuruf machte einen tiefen Eindruck; es war ein hohes Fest!

Und hätte ich wohl einen schöneren und bedeutenderen Sinnspruch für meines Werkes Titel finden können, als dieses Königl. Wort? Nimmer! und so sei es mir vergönnt, ihn an die Stirne dieses Werkes gestellt zu haben, als einen erhebenden, freudigen Zuruf für Preußens Unterthanen, die das Große, Würdige, Edle suchen, und in ihrem Könige und Seinem Hause die leuchtenden Vorbilder dazu verehren.

Der Liedsprecher.

Und wo ein tüchtig Leben
Und wo ein Ehrenhaus,
Da geht der Sänger eben
Gern gastlich ein und aus.
Der freudige Geselle
Grüßt Pfaff und Rittersmann,
Und frische Morgenbelle
Weht Mir im Liede an.

Und kühner in Rossesbügel
Der Ritter waldwärts zieht,
Und das Gebet nimmt Flügel
Und überfliegt das Lied.
Denn ob's mit Schwert, mit Liedern
Sich Bahn zum Himmel schafft,
Es ist Eine Schaar von Brüdern
Und Eine Liebeskraft.

Wo die vereint, da ranken
Sich willig Stein und Erz,
Da pfeilern die Gedanken
So freudig himmelwärts.
Die haben diese Bogen
Kühn über'n wilden Strom
Empfänger Zeit gezogen
Zum wunderbaren Dom.

Die Burgen sah'n wir fallen,
Die Adler flogen aus,
Wehklagend durch die Hallen
Zoh'n Winde ein und aus.
Doch oben auf der Zinne
Steht noch der Helbengeist,
Der — was die Zeit beginne —
Still nach dem Kreuze weist.

Es wechseln viel' Geschlechter
Und sinken in die Nacht —
Steh' fest, du treuer Wächter,
Und nimm dein Land in Acht!
Schon hat zum Kreuzeslichte
Das Volk sich ernst gewandt,
Im Sturm der Weltgerichte
Tiefschauend dich erkannt. —

Nun hebt sich wieder frohlich
Dein Haus im Morgenschein,
Die Jungfrau minneselig
Schaut weit ins Land hinein.
Gesänge hör' ich schallen;
Durch's Grün' geschmückte Gäst'
Wallfahrten nach den Hallen:
Wem gilt das frohe Fest?

Der Königssohn, Ihr Preußen,
Weilt auf dem Ritterschlos,
Das ist des Adlers Weise,
Daß er der Hüh'n Genos;
Das ist des Königs Walten,
Was herrlich, groß und recht,
Im Wechsel zu erhalten
Dem kommenden Geschlecht.

Er hob die Heldenmale
Zu neuer Herrlichkeit,
Damit das Volk im Thale
Gedenk' der großen Zeit.
Das ewig Alt' und Neue,
Das mit den Zeiten ringt,
Das, Fürst, ist's, was das treue
Herz Deines Volks durchdringt.

Wo das noch ehelich waltet,
Da ist zu Gottes Ruhm
Die Kreuzesfahne entfaltet
Und rechtes Ritterthum.
O, reich't dem Liedersprecher,
Bevor er scheiden muß,
Den hochgefüllten Becher
Zu seinem besten Gruß!

Doch einzeln nicht verhallen
Darf, was ich jetzt gedacht,
Was Jeder meint, von Allen
Sey's freudig auch gebracht!
All' ritterliche Geister
Umringen fest den Thron,
Und auf zum höchsten Meister
Dringt treuer Liebe Ton:

Dem ritterlichen König' Heil, und dem Königssohn!

Anzeigen der Verlags handlung.

Die geometrische Zeichenkunst;

oder vollständige Anweisung

zum Linearzeichnen, zum Tuschen und zur Construction der Schatten.

Für Artilleristen, Ingenieure, Baubeflissene, und überhaupt für Künstler und Technologen.

Von M. Burg.

Theil I. Allgemeine geometrische Zeichnungslehre; mit 11 Kupfertafeln.

= II. Das Artillerie-Zeichnen; mit 12 Kupfertafeln.

= III. Das architektonische Zeichnen; mit Kupfern.

1822. Der Text in gr. Octav. Die Kupfer in Folio.

Dem freien Handzeichnen steht das geometrische Zeichnen, welches mit Zirkel und Lineal nach mathematischen Gründen geübt wird, entgegen. So nützlich es, als Hülfswissenschaft, dem Maler ist, so unerlässlich ist die Fertigkeit darin aber hauptsächlich denen, welche sich irgend einem Zweige der technischen Künste widmen, besonders den Baubeflissenen, den Artillerie-Officieren, Ingenieuren, so wie den Handwerkern, welche Pläne zu entwerfen haben. Vermöge des geometrischen Zeichnens, soll jeder Körper, bei dem es auf richtige Maas- und Größenverhältnisse ankommt, auf die Bildfläche, in jeder Ansicht, und in jeder Neigung zu derselben, dargestellt werden, so wie er wirklich ist, nicht wie er nach den Regeln der Perspective erscheint. Daher zuerst die Lehre von der Projection. Da es aber nicht hinlänglich ist, einen Körper in seinen Umrisen zu entwerfen, sondern man ihn auch mit naturgemäßer Beleuchtung darzustellen hat, so führt dieses zur Schattenlehre, vermöge welcher man die Schatten auf dem Bilde so construirt, wie sie bei jedem angenommenen Richtungswinkel der Lichtstrahlen erscheinen. Hieraus folgt das Tuschen, welches also nicht bloß als eine mechanische Fertigkeit, den Pinsel zu handhaben, sondern als die Kunst anzusehen ist, die Beleuchtung nach den gefundenen Grenzen der Schlagschatten und der Seitenschatten, durch alle Abstufungen der Lichttöne, auszuführen.

Dieses Werk umfaßt demnach das Zeichnen, von der mathematisch-richtigen Darstellung der einfachen Linie, bis zur vollendeten Ausführung jedes durch Lage, Zusammensetzung und Beleuchtung schwierigen Gegenstandes. Vorkenntnisse in der Mathematik werden hierbei nothwendig vorausgesetzt, wenigstens bei denen, die nicht bloß eine mechanische Fertigkeit erwerben, sondern verwickelte Aufgaben selbst lösen wollen. Die diesem Buche beigefügten Kupfer sind, um als Musterblätter dienen zu können, sehr sorgfältig gearbeitet, besonders die zur Schatten-Construction gehörigen, in Aqua tinta ausgeführten Blätter, welche, vermöge der Eigenthümlichkeit dieser Manier, das Geseuchte glänzlich darzustellen, und der Geschicklichkeit des Künstlers, sehr gelungen sind. Der erläuternde Text wird wegen der ausführlichen und genauen Anleitung, die er gewährt, wegen der klaren Entwicklung der Beweise bei jedem Verfahren, sehr genügend erscheinen, und man wird, da im Deutschen noch nichts so Vollständiges über diesen Gegenstand vorhanden ist, ihm ohne Zweifel zugestehn, daß er eine Lücke ausfülle, und geeignet sey, eine Kunst zu verbreiten, die in Künsten und Gewerben so viele Anwendung findet. Der erste Theil bildet für sich ein Ganzes. Die folgenden werden bloß Entwicklung und Anwendung auf einige besondere technische Fächer seyn; nemlich der zweite auf Artillerie, der dritte auf Baukunst. Den beiden ersten Theilen, welche vollendet sind, ist eine sehr ausgezeichnete Anerkennung ihre Nützlichkeit geworden, indem der erlauchte Chef der Königl. Preuss. Artillerie dieselben in allen Preuss. Artillerie-Schulen einzuführen, und sie beim Unterricht zum Grunde zu legen befohlen hat.

Der erste Theil kostet, der Text gebunden, die Kupfer in eine Mappe gelegt, 5 Rthlr.

Der zweite Theil, in gleicher Art, 4 Rthlr. 8 Gr.

A. F. Becker's Weltgeschichte.

Neue Auflage, verbessert und fortgesetzt von J. G. Woltmann.

10 Bände. 1817 — 1823.

Ein Werk, dem bereits so Viele die Ausbildung ihrer Kenntnisse in der Geschichte verdanken, darf, nachdem es durch die neue Bearbeitung, die mehreren Theilen geworden ist, an Gründlichkeit so sehr gewonnen hat, den Beifall des Publikums noch sicherer in Anspruch nehmen. Daß Nachdrucker dasselbe mit den Fehlern, die es in seiner früheren Gestalt hatte (wo, bei der Krankheit und dem bald erfolgten Tode seines verehrten Verfassers, Ungleichheit der Darstellung und Mangel an Gründlichkeit in den Thatsachen ihm in einigen Theilen nicht abzusprechen waren) so sehr verbreitet haben, hätte dem Rufe des Werkes schaden können, wenn Kenner nicht aufmerksam auf die Verbesserungen, die es fortschreitend bei jeder neuen Auflage der Original-Ausgabe erhalten hat, gewesen wären, und demselben durch ihren Beifall eine zweite Existenz in der öffentlichen Meinung gegeben hätten.

Auch der 3te Band, der eine zeitlang fehlte, wird in der 1823 erschienenen Ausgabe in vollendeter Gestalt gegeben. In ihm erhält das Publikum die letzte Arbeit Woltmann's bei welcher auch ihn der Tod überrascht und dadurch früh und unerwartet einem Werke entzogen hat, dem er, wie der erste Verfasser, mit größter Liebe seine Wirksamkeit gewidmet hatte. Dieser 3te Band besonders war es, der in seiner ersten Gestalt manches zu wünschen übrig gelassen hatte, wie er auch namentlich in der Religionsgeschichte zu Mißdeutungen Anlaß gegeben hatte, als theile der Verf. die Ansichten der Zeit, in welcher er schrieb und welcher vorgeworfen worden ist, daß es ihr an Wärme und Innigkeit für die religiösen Wahrheiten gefehlt habe. — Der 10te Band endlich, ganz das Werk Woltmann's, ist noch von ihm in dritter Auflage, bedeutend verbessert, erschienen. Dieser Band führt bis zum Ausbruche der französischen Revolution, einem Zeitabschnitte, der ganz besonders zum Ruhepunkte geeignet war. Mit letzterem beginnt die Geschichte unserer Zeit, und ein zweites Werk, über dessen Bearbeitung bereits solche Einleitung getroffen ist, daß wir uns die vollkommenste Zustimmung jedes Geschichtsfreundes versprechen dürfen.

In Hinsicht der drei Hauptabtheilungen giebt, von obigen 10 Bänden, Band 1 — 3 die alte, Band 4. 5. die mittlere, endlich Band 6 — 10 die neuere Geschichte; welche Theile zur Bequemlichkeit der Käufer in allen Buchhandlungen auch einzeln, zu 2 Rthlr. für jeden Band, zu haben sind. Preis des Ganzen 20 Rthlr.

Ossian's Gedichte.

Rhythmisch übersetzt von J. G. Rhode. Zweite verbesserte Ausgabe.

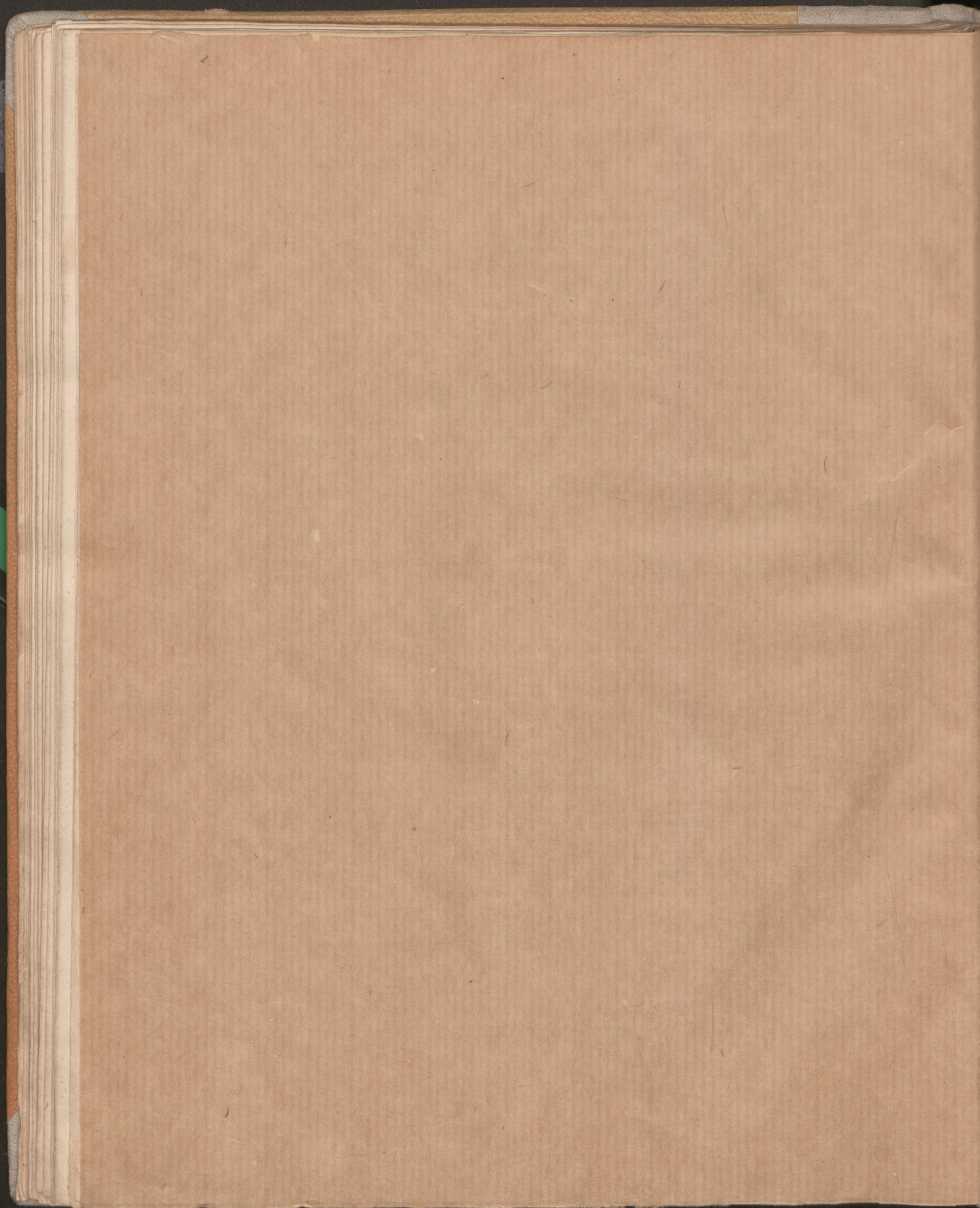
3 Bände, mit Kupfern und Dign. 1817. Preis: geheftet 4 Rthlr.

Wenn von diesen Dichtungen gesagt werden darf, wie in einem vielgelesenen Blatte es wirklich ausgesprochen worden: „Ossian's Harfe tönt noch immer durch die Ferne der Zeiten, begeisternd und das Gemüth in seinen innersten Tiefen bewegend zu uns herüber“ — so wird diese neue, viel verbesserte Ausgabe einer geschätzten Uebersetzung der Gesänge des alten Barden, deren Aechtheit durch spätere Nachforschungen noch heller in's Licht gesetzt worden ist, gewiß um so mehr willkommen seyn, als ihre Vorzüge schon in der früheren Ausgabe hinlänglich anerkannt waren, und es, in jenem Urtheil, von ihr heißt: „die Bemühung des Herrn Rhode geht vorzüglich darauf, den alten Sänger in der schönen Eigenthümlichkeit seiner Sinnes- und Gefühlsart den Deutschen bekannt zu machen, und sie in den Stand zu setzen an seinen Gesängen die Freude und den Genuß zu finden, der ihnen zu Theil werden würde, wenn sie die Macpherson'sche englische Bearbeitung lesen könnten.“

Diese neue Ausgabe hat auch in typographischer Hinsicht durch die von Seiten der Verlags-handlung darauf verwendete Sorgfalt sehr gewonnen, und wird schon durch ihr gefälliges Außere den Leser anziehen.

L. v. Henning's Einleitung zu öffentlichen Vorlesungen über Götthe's Farbenlehre, gehalten an der Königl. Universität zu Berlin. gr. 8. 1822. geh. 8 Gr.





ROTANOX
oczyszczanie
lipiec 2008

KD.805
nr inw. 1238